

# Der Deutsche im Osten

Monatschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung

Jahrgang 2

Mitte November 1939

Heft 9



# Reichsgau Danzig=Westpreußen

Durch Erlass des Führers wurde mit Wirkung vom 26. Oktober der Reichsgau Danzig-Westpreußen geschaffen und der Gauleiter von Danzig, Albert Forster, zum Reichsstatthalter ernannt. Dieser neue Reichsgau umfaßt etwa 30 000 Quadratkilometer mit etwa 2,4 Millionen Menschen und setzt sich aus den Landschaften der Provinz Westpreußen der Vorkriegszeit einschließlich des Gebietes der Freien Stadt Danzig und dem bislang zu Ostpreußen gehörenden Landstrich des ehemaligen Westpreußen zusammen. Außerdem gehören zum Reichsgau Danzig-Westpreußen die Landkreise Lipno und Rypin, der Landkreis Wirsiß und der Stadt- und Landkreis Bromberg. Am 31. Oktober 1939 wurde der Reichsstatthalter Forster von Reichsinnenminister Dr. Frick in sein Amt eingeführt. Am 1. November 1939 übergab der Gauleiter von Ostpreußen, Erich Koch, dem Reichsstatthalter Forster in einer großen Feierstunde in der alten, ordenszeitlichen Befehlsstelle der Unterweichsel-Landschaften, der Marienburg, die bisher unter der Obhut Ostpreußens gebliebenen Kreise des Regierungsbezirks Marienwerder. Damit wurde nach 20jähriger Unterbrechung die in Jahrhunderten gewachsene Landschaftseinheit Westpreußens im „Reichsgau Danzig-Westpreußen“ wiederhergestellt.

Die Balkanisierung Osteuropas durch das Diktat von Versailles hatte nicht nur die ehemaligen Großräume empfindlich und unorganisch zerschnitten, sondern auch in roher Zerstörungswut den einzelnen Zellen des landschaftlichen und staatlichen Organismus die schwersten Zerreißungen zugefügt. Die Landschaften der Unterweichsel erfuhren das in einer jedem vollstlichen, wirtschaftlichen und organisatorischen Gefüge hohnsprechenden Form. Man hat von einer Viertelung Westpreußens gesprochen, als Polen abstimmungslos das Mißgebilde „Korridor“ erhielt, jene aus der Mitte der alten Provinz Westpreußen herausgetrennten Landschaften, deren enge vollstliche und wirtschaftliche Bande mit dem umliegenden Gebietskörper sie in keiner Weise zu einer Sonderstellung berechtigten.

Nun war aber die „Regelung“ von Versailles nicht nur eine Viertelung des Unterweichselgaus in die verbleibenden Verwaltungseinheiten: Grenzmark Westpreußen, Wojewodschaft Pommerellen, Freie Stadt Danzig und Regierungsbezirk Marienwerder. Es wurden nicht einmal dadurch irgendwie daseinsberechtigte oder homogene Teilglieder geschaffen, sondern es wurde an unzäh-

ligen Stellen, die Stadt von ihrem Hinterland, der Bauer von seinem Belieferungsgebiet, Gemeinde von Gemeinde, ja Acker vom Acker, Strom vom Deich getrennt, ohne daß bei dem nachbarlich-feindlichen Verhältnis, das besonders von polnischer Seite gepflegt wurde, die Möglichkeit bestand, durch gütliche Übereinkunft der Anlieger wenigstens die brennendsten und von beiden Seiten ja erkannten und zugegebenen Schäden zu lindern.

Polen hat sich nicht nur nicht bemüht zu einem Ausgleich in den kleinen Dingen des Tages an der Grenze zu kommen, sondern mit Vorbedacht die Zerreißung an jeder möglichen und fühlbaren Stelle offengehalten. Ein großer Staats- und Volkskörper wie das Deutsche Reich war dafür naturgemäß empfindlich, daß an ihm Tag um Tag eine Art nutzloser Vivisektion vorgenommen wurde. Wir können den polnischen Staatsklugen von ehemals heute die Bescheinigung ausstellen, daß sie ein gerüttelt Maß an „Mitverdienst“ daran tragen, daß sich das deutsche Volk eben nicht mit der Abschneidung seines Ostens vom Altreich absand. Jede Schikane im Durchgangsverkehr auf Schiene, Straße und Fluß, jede Erschwerung des kleinen

Grenzverkehrs, des Wirtschaftsaustausches zwischen hüben und drüben warf einen kleinen Stein in die Schale der Unerträglichkeiten — bis sich die Waage senkte. Es war gar nicht so sehr der vom polnischen Intellektualismus in das Gewand eines legendären Schrecknisses gekleidete deutsche „Drang nach Osten“, sondern das polnische Unvermögen — Nachbar zu sein. Eine Erfahrung die Deutschland ja übrigens nicht allein gemacht hat.

Während also auf der einen Seite eine dem nachbarlichen Zusammenleben zwischen zwei Staaten zuwiderlaufende polnische Taktik, die nun einmal durch einen Federstrich künstlich geschaffenen Risse zu Klüften zu erweitern versuchte, sich nach außen abschloß und die chinefische Mauer der Zölle und verweigerten Auslandspässe errichtete, hat man andererseits nichts getan, um einen wirklich ausgewogenen und sicheren Zusammenhalt der sogenannten westpolnischen Gebiete mit dem gesamten Staatsgebilde zu vertiefen. „In den Schriftzügen der Natur zu lesen“ (Knefbeck) ist nicht Sache der Polen gewesen. Aus der Weichsel hätte eine auf den Zusammenhalt ihrer Landschaften bedachte Staatsführung wirklich eine einigende und sich überall hin verästelnde Klammer der Wirtschaftseinheit zwischen Pommerellen und Innerpolen machen können. Das Ergebnis dieses polnischen „Aufbauwillens“, das heute in den Reichsgau Danzig-Westpreußen übernommen wird, ist mehr als kläglich. Dieses Beispiel mag hier als ein Symbol stehen für die absolute Unfähigkeit des polnischen Staates, die Dissonanz zwischen den Teilgebieten des ehemaligen Polen auszugleichen.

Es gibt nun einmal ein sich nach Osten zu abdachendes Kulturgefälle in Mitteleuropa. Das einzige Verdienst, das Polen sich in der Einigung des kulturellen Gefüges seines Staatsgebildes erworben hat, ist, daß es die Ankultur und Ungepflegtheit seiner mittleren und östlichen Gebiete in den Westen übertrug. Es hat sich in den vergangenen zwanzig Jahren eine fortschreitende Angleichung des Westens an den polnischen Osten vollzogen, also gerade das Gegenteil, dessen, was man sich im Jahre 1920

von dem Raub der deutschen Ostlandschaften als für den neuen polnischen Staat Positives erhoffte. Diese kurze, gegenläufige Bewegung gegen eine große, stetig fortschreitende Welle deutscher Kulturausbreitung im Osten, die durch die deutsche Ostkolonisation begonnen, vom Deutschen Ritterorden gefestigt, durch das Preußentum wieder aufgenommen und durch das zweite Reich vertieft wurde — diese Gegenbewegung wird heute durch die Errichtung des Reichsgaues Danzig-Westpreußen gestoppt und durch eine Frontwendung in den Osten beantwortet.

Die landschaftlich-geschichtliche Einheit des Reichsgaues Danzig-Westpreußen ist eine absolute. Kleinere Randgebiete haben im Laufe der geschichtlichen Auseinandersetzungen ihre Bestimmung und ihre Ausrichtung gewechselt, so etwa das Ermeland, oder die Gebiete von Lauenburg und Bütow. Der große Landschaftskörper „Westpreußen“ aber ist solange die planende Hand deutscher Staatsführungen ihn beherrschte, immer eine unteilbare Einheit gewesen.

Die erste Voraussetzung für die Entstehung des heutigen Landschaftsraumes ist, abgesehen von den staatlichen Gebilden der Vorkolonisten, die Aufbau- und Organisationsarbeit des Deutschen Ritterordens gewesen. Der Deutsche Ritterorden ging von dem rechtsseitigen Ufer nach Westen zu vor und nahm das Gebiet auf dem anderen Weichselufer 1308 von einer primären Zelle der Kräftekonzentration (Mewe) ausgehend in Besitz, übrigens in ähnlicher Form, wie sich die Rückeroberung Westpreußens 1939 von einer Kräfteballung auf dem linken Weichselufer (Danzig) her vollzog. Seitdem bleibt es ein Grundsatz für die Gestaltung einer geschichtlichen Einheit im Unterweichselraum, daß diese mit festen Füßen auf beiden Seiten des Stromes verankert sein muß. Mit einem sicheren Gefühl für die Gegebenheiten seiner Zeit hat der Ritterorden den Mittelpunkt seiner Herrschaft und seines Verwaltungsnetzes die Stelle der Marienburg ausersehen. Immer noch meeresnah und der Küste zugewandt liegt sie in der Nähe des Hauptstromes inmitten der zu beherrschenden und betreuenden Landschaften —

in ihrer breiten Wucht und vielgliedrigen durchdachten Kunstfälligkeit ein Symbol für den Raum den sie beherrscht und den Geist der in ihm gebietet.

Wir können das Verdienst, das jene erste wirksame deutsche Staatsführung sich hier um den Unterweichselraum erwarb nicht hoch genug einschätzen. Sie hat die ersten Städte gebaut und gegründet, die Siedler in weiten Scharen ins Land gezogen, den Fluß gebändigt, die Wälder gepflegt, die Äcker bemessen und vor allem durch eine bis ins kleinste durchgeführte Wehrorganisation dem Land gegen Angriffe aus dem Süden Schutz geboten. Sie war es, die aus dem Unterweichselraum nicht die „Brücke ins Reich“ sondern das Reichsland machte, das einen integrierenden Bestandteil des gesamtdeutschen Reiches bildete. Die Ordensmacht ist es gewesen, die die ersten Grundlagen der späteren Verwaltungen schafft, an die sich die späteren anlehnen. Ihre Komturei- und Verwaltungsbezirke zeichnen in gewissen Grenzen bereits die Landschaftseinheit „Westpreußen“ vor. Im Westen gehören Lauenburg, Bütow und Schlochau noch zum Ordensland. Diese heute pommerschen Gebiete sind ja erst im 17. Jahrhundert von Westpreußen abgetrennt worden. Im Süden verläuft die Grenze links der Weichsel so, wie sie als Südgrenze der späteren Provinz Westpreußen bis in die Zeit nach dem Weltkriege bestanden hat. Auf der anderen Seite des Stromes hat schon zur Ordenszeit die Tendenz bestanden, die Landschaften Dobrin und Michelau — die sich etwa mit den heute dem Reichsgau Danzig-Westpreußen zugeteilten Kreise Lipno und Rypin decken — der Ordensmacht zu unterstellen, was um die Wende des 14. Jahrhunderts auch vorübergehend erfolgte. Das politische und wirtschaftliche Interesse des Ordens an Masovien ist immer außerordentlich groß gewesen. Das Hauptbelieferungsgebiet des Weichselhandels mit Getreide war neben Westpreußen eben dieses Masovien und der Orden selber hatte bedeutende Werte in diese Landschaften hineingesteckt.

Der Zusammenbruch des Ordens kam der Zerschlagung des westpreußischen Landschaftsorganismus gleich. Zum ersten

Male wurden die einzelnen Landschaftsgruppen getrennt und der Verwaltung verschiedener Staaten und Staatsteile unterstellt. Neben einem selbständigen Danziger Staatsgebiet gab es ein halbautonomes, der polnischen Krone unterstelltes Land „Westpreußen“, das das linke Weichselufer einnahm und sich bis in das Kulmer Land erstreckte. Dazwischen schob sich von Osten her der Ordensreststaat an die Weichsel.

Diese Zerstörung der Landschaftseinheit des Unterweichselgebietes sollte für die folgenden Jahrhunderte die nachteiligsten Auswirkungen auf die Landeskultur, staatliche Geltung, Volkszusammensetzung, ja, auf die Bedeutung des Unterweichselgebietes überhaupt haben. In ähnlicher Weise wie dies mit dem Gebiet des sogenannten Korridors bis 1939 der Fall war, schob sich zwischen die sich einer hohen und geregelten Landeskultur erfreuenden Landschaften des Brandenburg-preußischen Staates im 18. Jahrhundert ein von Polen vergewaltigtes und vernachlässigtes Westpreußen. Es hat sich schon damals gezeigt, daß eine Störung des landschaftlichen Gleichgewichtes an der Weichselmündung und ihre Unterstellung unter eine kontinental bestimmte und handelnde Staatsführung der wirtschaftlichen, vollklichen und politischen Ohnmacht des betroffenen Gebietes gleichkommt. Da zudem vor den sogenannten Teilungen Polens der damalige polnische Staat den Charakter eines europäischen Unruheherdes besaß, war es keine Ländergier, die Friedrich den Großen mit zu den „Teilungen“ schreiten ließ, sondern lediglich ein Gebot des preußischen Selbsterhaltungstriebes und schließlich auch ein Rückgriff auf alten Besitzstand des damals de iure noch bestehenden Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation.

Bis auf geringe Ausnahmen hat die erste polnische „Teilung“ den in der Ordenszeit geschaffenen und gewachsenen Landschaftskörper Westpreußen wieder hergestellt. Daß damals der Nezegau mit an Preußen kam, war nur natürlich, da durch ihn die durch Straßenlage und Flüsse und nicht zuletzt durch die breite Siedelbrücke deutschen Volkstums vor-

gezeichnet, ein enges Band laufen sollte, das Ostpreußen mit den Kernlandchaften des preußischen Staates verbindet. Die zweite „Teilung“ schob die preußische Ostgrenze über eine Linie vor, die ungefähr bei Soldau beginnend in südlicher Richtung etwa bei Plock die Weichsel erreichte und sich dann dem Bzura- und Pilicalauf anschloß. Damit war in ähnlicher Form wie heute das Gebiet des Reichsgaues Danzig auf das ehemals kongreßpolnische übergreifend die preußische Ostgrenze weit und zukunftsicher vorgehoben worden.

Sehen wir von dem napoleonischen Interregnum an der Weichselmündung ab, so ist die Landschaftseinheit Westpreußens seit Friedrich der Große ihr wieder Gestalt verlieh, bis zum Jahre 1920 erhalten worden. Die Südgrenze Westpreußens, das übrigens vorübergehend einmal im 19. Jahrhundert mit Ostpreußen vereinigt wurde, verlief damals etwas nördlicher als die heutige Südgrenze des Reichsgaues Danzig-Westpreußen. Der Grund war die seinerzeit geschaffene Verwaltungsgröße des „Nehebezirks“, die dann in Posen aufging. Trotzdem aber ist der wirtschaftliche, landsmannschaftliche und politische Zusammenhalt dieser Gebiete des nördlichen Nehegaues mit dem der Weichsel zugewandten Westpreußen immer ein außerordentlich reger und starker gewesen, der ihre Einbeziehung in die Landschaft des Reichsgaues Danzig-Westpreußen von vornherein selbstverständlich machte. Alle Landschaften, die der Reichsgau heute umfaßt, sind durch ihre Ver-

kehrsbeziehungen, ihre Tradition, ihre politische Vergangenheit und ihre wirtschaftliche Ausrichtung der Küste zugewandt. Der Reichsgau Danzig-Westpreußen ist ein meeresnahes und vom Meere her bestimmtes Gebiet. Er hat schon in der Vergangenheit seine ersten Siedler, seine entscheidenden Impulse und seine wirtschaftliche Bestimmung von der Ostsee her erhalten. Die Hafenstadt Danzig, deren Namen der gesamte Gau nunmehr in seiner Benennung trägt, hat in Vergangenheit und Gegenwart durch ihre verantwortlichen Männer immer wieder ihr richtendes, entscheidendes, helfendes und aufbereitendes Wort für ganz Westpreußen gesprochen.

Ob das in den schweren Tagen des 16. Jahrhunderts die Danziger Diplomaten waren, die sich den polnischen Übergriffen in Westpreußen widersetzen, ob es die heldenmütige Danziger Besatzung war, die sich als eine der letzten Festungen mit Graudenz gegen den Korsen hielt, ob es der Danziger Kaufmann war, der Westpreußen im 19. Jahrhundert in seine ordnende Hand nahm, und ob es schließlich der Anteil Danzigs an der Wiedergewinnung des ostdeutschen Volksbodens im Jahre 1939 war — immer wieder sind von dieser Stadt die wichtigsten politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Ausstrahlungen über ganz Westpreußen ausgegangen, und es ist daher mehr als ein Symbol, wenn diese nunmehr zu einer festgeformten Einheit zusammengefaßten Landschaften den Namen „Danzig-Westpreußen“ tragen.

D. R.

# Ostdeutscher Erzähler-Wettbewerb

---

## „Der Deutsche im Osten“ setzt 3000 Mark für die besten ostdeutschen Erzählungen aus

Seit ihrer Gründung hat die Zeitschrift „Der Deutsche im Osten“ es als ihre Hauptaufgabe betrachtet, die ewige Untrennbarkeit der deutschen Landschaften des Ostens, den innigen kulturellen Gleichklang des Deutschtums in den einst abgetrennten Gebieten mit dem Gesamtdeutschtum wieder und wieder vor ihren Lesern lebendig werden zu lassen.

Es ist uns gelungen, eine ganze Reihe von jungen Dichtern und Schriftstellern, nicht nur unter den Grenzdeutschen, sondern auch unter den Volksdeutschen des ehemaligen Polen zu den ständigen Mitarbeitern des „Deutschen im Osten“ werden zu lassen. „Der Deutsche im Osten“ hat damit eine Aufgabe übernehmen können, deren Erfüllung gerade von Danzig aus möglich und dringend notwendig war.

Nach der Wiederherstellung der alten Reichseinheit im deutschen Osten treten „Der Deutsche im Osten“ und „Der Danziger Vorposten“ nun an die deutschen Dichter und Schriftsteller diesseits und jenseits der gefallenen Grenzen mit der Ausschreibung eines Erzähler-Wettbewerbes heran.

Der Kreis der Einsender beschränkt sich auf die in den ehemaligen Grenzgebieten des deutschen Ostens geborenen oder dort lebenden Schriftsteller, womit wir die Landschaften Westpreußens, Ostpreußens, Posen, Schlesiens und die volksdeutsch besiedelten Landschaften des ehemaligen Polen gemeint wissen wollen. Die Einsendungen sollen sich in ihrer Themastellung möglichst auf jenen Landschaftsraum beschränken, dessen Umgrenzung auch die Voraussetzung für den Kreis der Einsender bildet.

Die eingesandten Manuskripte müssen das geistige Eigentum und Originalarbeiten der deutschen oder auslandsdeutschen Verfasser sein. Die Einsender müssen Mitglieder der Reichsschrifttumskammer, in Danzig der Landeskulturkammer der ehemaligen Freien Stadt Danzig sein oder, im ehemaligen Polen, einer verwandten volksdeutschen Organisation angehört haben.

Die Manuskripte, deren Länge etwa 14 Maschinenseiten nicht überschreiten soll, dürfen keine Übersetzungen oder Bearbeitungen sein. Vor der Veröffentlichung der Preisträger dürfen die Arbeiten anderweitig weder veröffentlicht noch angeboten werden.

Die Manuskripte, die in Maschinenschrift, weitzeilig und einseitig beschrieben einzureichen sind, werden auf dem ersten Blatt in der rechten oberen Ecke mit einem Kennwort versehen und in zweifacher Ausfertigung eingereicht. Gleichzeitig ist ein verschlossener, mit dem gleichen Kennwort beschriebener Umschlag mitzusenden, der innen den Namen und die Anschrift des Verfassers, einen kurzen Lebenslauf, erneut das Kennwort und den Titel der eingesandten Arbeit enthält.

Die Manuskripte sind bis zum 30. Januar 1940 zu richten an:

**„Der Deutsche im Osten“, Schriftleitung  
Danzig, Ketterhagergasse 11/12  
„Ostdeutscher Erzähler-Wettbewerb“**

**Für die besten Erzählungen sind insgesamt  
3000 Reichsmark ausgesetzt**

- 1. Preis . . . . . 800 Reichsmark
- 2. Preis . . . . . 500 Reichsmark
- Zwei 3. Preise zu je 300 Reichsmark
- Drei 4. Preise zu je 200 Reichsmark

Außerdem werden 10 Erzählungen mit 50 Reichsmark durch die Schriftleitung des „Deutschen im Osten“ angekauft, die sich in Zusammenarbeit mit der Schriftleitung des „Danziger Vorposten“ einen weiteren Ankauf, bzw. eine Veröffentlichung im „Danziger Vorposten“ vorbehält und — falls es ihr gegeben erscheint — die ausgesetzten Preise anders als vorgesehen verteilt.

Den Vorsitz des Preisgerichts haben übernommen:

**Dr. Hans Friedrich Blunck, Mölenhoffhuus / Holstein  
Dr. Max Halbe, München  
Univ.-Prof. Dr. Heinz Kindermann, Münster / Westf.**

Die Entscheidung des Preisgerichts ist unanfechtbar. Ihr Ergebnis veröffentlicht „Der Deutsche im Osten“ in seinem Aprilheft 1940, eine Preiserteilung schließt das Recht des Erstabdrucks ein.

Eine Haftung für die eingesandten Manuskripte wird nicht übernommen. Eine Rücksendung nicht angenommener Arbeiten kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Mit der Einsendung erkennt jeder Bewerber die vorstehenden Bedingungen an.

**„Der Danziger Vorposten“  
Schriftleitung**

**„Der Deutsche im Osten“  
Schriftleitung**

Heinz Kindermann

## Die literarische Leistung Westpreußens

Westpreußen ist nach einer zwanzigjährigen Zwischenzeit der Not und Bedrückung ins Reich heimgekehrt. Der Reichsgau Danzig-Westpreußen umschließt die ganze ehemalige Provinz und mehr. Wieder hebt nun das alte Kräftepiel der wunderbaren Städte an: Danzig und Elbing, Marienburg und Marienwerder, Graudenz und Thorn, Bromberg und Kulm — ihre Geschichte fand Jahrhundert um Jahrhundert vielerlei Gemeinsames; ihre kulturell-deutschen Leistungen berührten sich immer wieder. Der neue Reichsgau wird sie alle im Zeichen der gesamtdeutschen Wiedergeburt erst recht befähigen zu einem kulturellen Zusammenwirken aus gleichem Geist und aus gleicher seelischer Haltung, aus einer erfüllten Sehnsucht und aus einem glückhaften Aufatmen nach Jahren der Entrechtung.

Schon in all diesen Zeiten der widerrechtlich erzwungenen Abtrennung drangen aus den verschiedensten Teilen Westpreußens dichterische Stimmen herüber nach Danzig, nach dem Reich: Stimmen einer schwerwiegenden Unklage, Stimmen aber auch einer so tiefgründigen Heimatliebe, daß von ihnen allein schon die große Energie der Beharrung ausging, die alle bedrängten „Korridor“-Deutschen auch in den schlimmsten Tagen erfüllte. Es fiel auf, wie viele in sich abgerundete Dichtungen darunter waren. Dabei war es seltsam, wie schwer sie sich gleichwohl jenseits ihres Heimatbereichs durchsetzen konnten. Es fehlte vor allem an den nötigen Publikationsorganen. Im Reich galt das Interesse für grenzdeutsche Dichtung vorerst den großen Grenzräumen, die zunächst befreit werden sollten: der Ostmark und dem Sudetenland. So kam es, daß diese westpreußischen Dichtungen erst durch einige dem gesamten Deutschtum im Ausland dienende Anthologien in sparsamen Proben bekannt wurden.

Als aber der Deutsche Kulturbund in Polen vor nicht allzu langer Zeit ein dichterisches Preisausschreiben erließ, da war der Anteil Westpreußens an den Preiskrönungen sehr erheblich. Gleichwohl hatte sich der wichtigste Lyriker dieses Raumes, Clemens Rößler aus Bromberg, noch gar nicht beteiligt. Seine Dichtungen hatten ja durch die Tagespresse und durch die Jahresberichte des Bromberger deutschen Theaters den Weg zu den Deutschen Westpreußens schon längere Zeit hindurch gefunden.

Die erfreulich anspruchsvolle Form dieser westpreußischen Dichtung aus der Zeit des polnischen Zwangsstaates wäre freilich nicht möglich geworden, stünde nicht dieses Gegenwartsschrifttum auf den Schultern einer sehr erheblichen, sechshundertjährigen Literatur-Tradition. Es ziemt, ihrer heute, anlässlich einer Betrachtung der Gegenwartsdichtung, wenigstens in einigen Sätzen einleitend zu gedenken.

Zunächst ist Westpreußen, als Ganzes betrachtet, die Wiege der Ordensdichtung gewesen. Der Deutsche Ritterorden hatte ja die mannigfachsten aufbauenden Kräfte angezogen, auch wortgewaltige Sänger: solche aus den eigenen Reihen der Ordensritter und berühmte Sänger und Spielleute aus dem ganzen deutschen Volksraum. Wie tief berührt es uns heute, daß es gerade Ostmärker waren, die von außen her das Ordensland an der Weichsel besuchten und besangen. Da sehen wir den österreichischen Dichter Peter Suchenwirt in der Gefolgschaft des Herzogs Albrecht III. im Ordensland — und seine dichterische Reisebeschreibung wird zu einem Hymnus auf die Gastfreundschaft des Weichsellandes. Der Minnesänger Hugo von Montfort und der berühmte Tiroler Dichter des Spätmittelalters Oswald von Wolkenstein finden sich

hier ein und besingen das Land, seine Bewohner, den Orden in Tönen höchster Anerkennung.

Vor allem aber gingen aus dem Ritterorden selbst eine Reihe wichtiger Dichter hervor. Von Danzig bis nach Thorn hin erwuchs ein reges literarisches Leben. Der Hochmeister Luther von Braunschweig trat als einer der ersten mit deutsch geschriebenen Legenden hervor. Besonders wichtig aber wurden Heinrich von Hesler und Nikolaus von Jeroschin, denen sich auch Tilo von Kulm anschloß. Biblische Dichtung und politisch-historische Ordensdichtung stehen da eng nebeneinander. Von größter dichterischer und dokumentarischer Bedeutung erscheint uns auch heute noch Nikolaus von Jeroschins während seines Wirkens in Marienburg, Kulm und Wiffegrod entstandene „Kronika von Pruzzinlant“. Hier geht es um eine der vollendetsten spätmittelalterlichen Reimchroniken. Nichts da von trockener Aufzählung: das Ganze ist wahrhaftig-lebensnahe Schilderung der Ordensgeschichte von den Anfängen bis zur Wahl Luthers von Braunschweig. Fern von jeder übertriebenen Askese erwächst da ein Buch der Lebensbejahung, das heiligen Ernst und eine warmherzighumoristische Lebensauffassung zu vereinigen weiß. Gar manche Einlage-Erzählungen, darunter auch recht heitere, fast schon in sich abgerundete Novellen, sind in den geschichtlichen Gang des Ganzen eingefügt. Bald schon folgt Wigand von Marburg mit seiner in Danzig entstandenen Reimchronik des Ordens, und Johannes von Marienwerder entwirft die psychologisch überaus feine Biographie der Mystikerin Dorothea von Montau. Dieses Prosawerk ist das erste in Preußen gedruckte Buch. Es wurde zu Marienburg 1492 in der Druckerei von Jakob Karweyße hergestellt. Auch in Danzig ist schon um diese Zeit ein berühmter Buchdrucker: Konrad Baumgarten, tätig.

Pädagogische Schriften des Kulmer Stadtschreibers Konrad Bitschin und vielerlei Volkslieder, die wir aus Danzig und Elbing, aus Thorn und aus Graudenz, aber auch aus vielen anderen Orten erhalten haben, bezeugen das in

alle Volksschichten reichende literarische Leben Westpreußens auch schon für die vorreformatorische Zeit. Besonders in den Artushöfen von Thorn, von Elbing und Danzig, diesen Zentren des geselligen Lebens für das deutsche Bürgertum, kamen festliche Gesänge, oft zum Tanz, in reichem Maße zur Geltung.

Schon seit dem 15. Jahrhundert setzte der polnische Kampf um die westpreussischen Gebiete ein. Aber wie immer sich im Verlauf langer Zeiten das Kriegsschicksal oder das Souveränitätsverhältnis auch wandte, zu allen Zeiten blieb das deutsche Volkstum nicht nur im mächtigen, mit Privilegien ausgestatteten Danzig, sondern auch in den anderen Gegenden Westpreußens in vollem Umfang bestehen. Die Dichtung legt auch hier wieder Zeugnis ab.

Der Humanismus findet in Danzig und Elbing, in Thorn und Riesenburg wichtige Vertreter. Wie überall in deutschen Landen ist es auch hier lateinische Dichtung aus deutschem Geist, die den Vordergrund des literarischen Lebens beherrscht. Johann Dantiscus und der berühmte, aus Holland eingewanderte Elbinger Schulrektor Gnaphaeus, dessen Schuldrama „Acolastus“ (1536) die Runde durch halb Europa macht, der lebenslustige Dichter am Riesenburger Bischofshof, Gobanus Heßus, der im 9. Buch seiner ebenfalls weit über Deutschland hinaus berühmten „Sylvarum“ eine köstlich-verherrlichende Schilderung des Weichsellandes gibt, und vor allem der größte Gelehrte des ganzen Jahrhunderts, Nikolaus Kopernikus aus Thorn, sind beredete Zeugen der hohen deutschen Kultur des Weichsellandes zur Zeit des Humanismus.

Mit der Reformation erhoben sich auch in Westpreußen eine Reihe wirkungsvoller Dichter des deutschen Gemeindegesanges. Fastnachtsspiele tauchen allorten auf — wie überhaupt das deutsche Drama und die theatralische Betätigung im 16. und 17. Jahrhundert im ganzen Weichselland zu höchster Entfaltung kommt. Johannes Volte und Gerda Groß haben daraufhin mit großem Erfolg das theatralische Leben Danzigs untersucht. Sie hätten jedoch auch aus allen den anderen Orten unendlich viele Fastnachts-

spiele, Schuldramen, Festaufzüge der Handwerker, Wandertruppen-Aufführungen usw. melden können.

Aber auch viele Volkslieder und viele schlagfertige politische Lieder entstehen in dieser Zeit. Mit die besten deutschen Kampflieder gegen Polen stammen vom tapferen Danziger Ratschreiber und Chronisten Hans Hasentöchter. Sein berühmtestes Lied gegen Stephan Bathory: „O Danzig halt die feste, / Du weitberühmte Stadt...“, wird auch heute noch eifrig zitiert und — vertont — von HJ.-Chören gesungen. Ebenso schlagkräftig und heute besonders nachföhlbar aber ist das aus Westpreußen stammende Spottlied gegen die besiegten Polen:

„Ade, ade jr Polen!  
Dis Lied sey euch gemacht.  
Der Teuffel soll euch holen  
in einem Leddern sack!  
Das er euch nicht vorzittel  
vnter weg in nobis frugt  
er blew euch vol den rücken  
vnd halt euch in guter hut!“

Von der reichen Danziger Barockdichtung im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges haben wir jüngst an dieser Stelle ausführlich berichtet. Während aber in Danzig die reichen und kunstfreundlichen Patrizier alle die aus den großen Wirren Deutschlands geflohenen Barockdichter aufnahmen und Danzig sich zu einer wahren Musenstadt entwickelte; während Opitz und Plavius, Gryphius und Hofmann von Hofmannswaldau, Tiz und Albinus, Greflinger, Stieler und so viele andere von hier aus die barocke Gelegenheitsdichtung zur bürgerlichen Gattung entwickelten und der Barocklyrik, aber auch dem Roman, dem Drama, der Poetik wichtige Werke schenkten, nahmen auch die anderen Städte Westpreußens an diesem reichen dichterischen Treiben teil. Fast alle vorhin genannten Dichter finden sich als Gäste auch in diesen anderen Orten ein. Dazu kam in Elbing noch Friedrich Zamehl, dessen den Bernstein verherrlichende Gedichtsammlung „Die edelsteintragende Drausenstadt“ (1635) in ganz Deutschland, aber auch in Italien Epoche machte. In Thorn kommt die Schulkomödie als Bildungsmittel der neuen städtischen Schulen zu

höchster Entfaltung. Der große Barockdichter Georg Neumark aber singt seinen Hochgesang auf diese „Königin der Städte“: „Du wohlgebautes Thorn, / Du wehrte Stadt, / Die du den Schlüssel von dem Preußen / An deiner Seite trägt!“ In Thorn entstand Andreas Tschernings berühmtes „Judith“-Drama (1643). Hier und in all den anderen Städten spielten Einheimische und Wandertruppen leidenschaftlich Theater. So beweist die deutsche Dichtung gerade für das Zeitalter des großen Krieges eine hochentwickelte deutsche Kultur für das ganze Weichselland.

Das achtzehnte Jahrhundert wurde für Westpreußen besonders wichtig. Friedrich der Große kolonisierte hier mit größtem Erfolg. Viele Deutsche aus dem Inneren des Reiches wurden hier angesiedelt und viele uns erhaltene Kolonistenlieder schildern uns anschaulich diese einschneidenden Vorgänge. Daß aus Danzig in diesem Zeitalter der Aufklärung und der sich vorbereitenden Zeit des werdenden deutschen Idealismus nicht nur die Gottschedin hervorging, eine der besten Romödiendichterinnen der Frühaufklärung, die kluge Gattin des erfolgreichen Literatur-Diktators, sondern daß auch der Illustrator der Klassiker-Zeit, Daniel Chodowiecki, zu den Söhnen der Stadt gehörte, ist allgemein bekannt. Viele literarische Wochenschriften und literarische Gesellschaften entstanden damals im ganzen Weichselland. Der stürmische Lyriker Kaufsien nimmt von Westpreußen seinen Ausgang. Vor allem aber schufen der Danziger Johann Daniel Falk, der Dichter des Liedes „O du fröhliche Weihnachtszeit“ und des kulturgeschichtlich bedeutsamen autobiographischen Romans „Das Leben des Johannes von der Ostsee“, und die Erzählerin Johanna Schopenhauer, die Mutter Arthur Schopenhauers, die Brücken zum Weimarer Kreis.

Von Elbing aus aber sandte in der Zeit der Aufklärung Christian Wernicke seine trefflicheren Epigramme in die Welt. Sie ebnet der großen Epigramm-Literatur von Lessing und Liscow bis zu den „Xenien“ Goethes und Schillers hin den Weg. Aus Thorn ging in dieser Zeit der berühmteste deutsche Anatom des

ganzen 18. Jahrhunderts, Thomas Sömmerring, ein Freund des westpreußischen Dichters, Weltumseglers und Naturforschers Georg Forster, hervor. Viele Briefe wechselt Sömmerring auch mit Goethe, der sich wegen seiner osteologischen Studien immer wieder mit ihm berät. Johann Gottlieb Willamow läßt von Thorn aus seine beliebten Fabeln erscheinen.

Von vielen anderen Dichtern des 18. Jahrhunderts aus Bromberg und Dirschau könnten wir hier noch berichten. Auch von jenem Kreis um den blinden Kramph, in dem trotz aller napoleonischen Nöte Danzigs die leidenschaftlichen Freiheitsgefänge gegen den Korsen entstanden. Es ist wichtig, zu erwähnen, daß Theodor Gottlieb von Hippel, ebenso wie sein gleichnamiger Onkel (der Verfasser des epochemachenden Buches „Über die Ehe“), längere Zeit hindurch in Marienwerder wirkte. Hier hat Hippel der Jüngere den berühmten Aufruf „An mein Volk“ (17. März 1813) entworfen.

Es würde zu weit führen, nun auch noch alle literarischen Leistungen Westpreußens im 19. Jahrhundert und zu Beginn des zwanzigsten festzuhalten. Denn in diesen Zeiten tritt Westpreußen, wie im 17. Jahrhundert, mit in die Reihe der literarisch stärksten vertretenen Landschaften. Nur einige wenige Andeutungen mögen stellvertretend für das Ganze stehen. Im Umkreis der Romantik wächst da in Danzig der Lyriker und Dramatiker Blochmann auf. Der Theaterdichter Friedrich Genée darf für sich in Anspruch nehmen, das Danziger Theater als sein verantwortlicher Leiter (1841—55) zu einer der besten Bühnen Deutschlands gemacht zu haben. Der Kinderliederdichter Robert Reinick und sein Freund Otto Friedrich Gruppe, Philosoph und Dramatiker, Biograph des Stürmers und Drängers Lenz, gingen von Danzig aus. Der große Schlesier Eichendorff weilte lange in Danzig als Beamter des Kultusministeriums und schrieb einige seiner wichtigsten Werke, u. a. seine „Taugenichts“-Erzählung, im Langfuhrer Silberhammer. So ließe sich die ganze Danziger Dichtungsgeschichte bis zu Max Halbe hin entwickeln: eine reiche Folge,

die eines beweist, nämlich den Anteil Danzigs an jeder literarischen Strömung des deutschen Schrifttums und damit das unaufhörliche Eingeschlossenheit in den gesamtdeutschen Blutkreislauf des kulturellen Lebens.

In Thorn entwarf der Erzähler Joseph Lauff sein Epos „Der Helfensteiner“. Hier wuchs der Lyriker der Jahrhundertwende und frühe Impressionist Hans Benzmann auf. Vor allem aber steht der große Epiker Bogumil Goltz in der Thorer Tradition. Sein „Buch der Kindheit“ (1847), sein „Jugendleben“ (1852) und seine „Typen der Gesellschaft“ (1860) gehören zu den wichtigsten realistischen Dichtungen des Weichsellandes. Die neue Heimatkunst findet in Goltz ihren besten westpreußischen Vertreter. Graudenz aber widmet Fritz Reuter, der in der Graudenzener Festung als Gefangener weilte, in seiner „Festungstid“ eine Erinnerung von unsterblicher Gestalt. Aus Marienburg gingen die Dramatiker Puttitz und Gieseke hervor, die zu den erfolgreichsten Theaterschriftstellern ihrer Zeit gehören.

Die Mundartdichtung erobert sich nun in ihrem köstlichen Platt auch Westpreußen. Viele Zeugnisse von hohem volkskundlichem Wert führen uns in diese Zone. Da steht der Danziger Kaufmann Almonde mit seinen Gefängen über „De schlechte Lied“ neben Walter Domansky, dessen „Danz'ger Dittchen“ die Runde machten im ganzen niederdeutschen Raum. In der Koschneiderei wachsen besonders gelungene Volksdichtungen auf. Und allerorten wird das Mundartlied gepflegt.

Das anbrechende 20. Jahrhundert bis hin zum Weltkrieg aber stellt uns alle die bekannten westpreußischen Dichter vor: Johannes Trojan, Löns, der von Kulm ausging, Max Halbe aus dem Danziger Werder, Hans von Hülßen aus Warlubien, Artur Brausewetter und Hans Nyser, Paul Enderling, Elisabeth Siewert, Oskar Loerke und Thassilo von Scheffer, Bruno Pompecki, den ersten Literarhistoriker Westpreußens, und Ernst Wilhelm Loth aus Kulm, den hochbegabten jungen Lyriker, der gleich Löns im Weltkrieg fiel.

Es gibt also vom 13. Jahrhundert an bis zum Weltkrieg hin kein wichtiges Stadium des deutschen Schrifttums, an dem das Weichselland nicht in reichem Maße aktiv und passiv teilgehabt hätte. Natürlich hat Danzig infolge seiner größeren Möglichkeiten oft die führende Stellung inne; aber die anderen Teile schenken unserm Volke im gleichen Maße Dichter ihrer Landschaft oder gewähren von außen gekommenen Dichtern ihre anfeuernde Gastfreundschaft.

Dieser literarische Jahrhundert-Zusammenhang, der nur stellvertretend für das Ganze des Kulturgefüges steht, sollte nun nach dem Willen der Versailler Diktatoren mit einem Male zerrissen werden. Vertreibungen von Haus und Hof, Entrechtungen nationaler, politischer, sozialer, wirtschaftlicher Art sollten dazu führen, das „Korridor“-Deutschtum auszurotten und das Danziger Deutschtum aufs höchste zu gefährden. Wir wollen hier nicht erst von der bekannten Rolle der Danziger Dichtung in diesem Abwehrkampf sprechen. Diese Leistungen — bis hin zum „Jungen Danzig“ — sind nicht nur in die Literaturgeschichte der Gegenwart, sondern auch in die politische Geschichte des Deutschtums im Osten eingegangen.

Wohl aber dürfen wir berichten, daß auch im abgeschnürten Teil Westpreußens allem Terror zum Trotz die Dichtung sich als arterhaltende Kraft, als Ruferin im Abwehrkampf und als Trösterin in Tagen des großen Leids erwies. Wir brauchen dabei gar nicht jene Gegenwartsdichter einzubeziehen, die wie Heribert Menzel oder Franz Lüdtkke, wie Erhard Wittke oder Hans-Jürgen Nierenz aus diesem Volksbereich stammen, aber seit geraumer Zeit innerhalb der Reichsgrenzen leben und wirken. Ihre Dichtung war Hilferuf für die vor den Toren verbliebenen Brüder. Nein, auch die vor den Toren selbst haben sich als Dichter stark genug erwiesen, nun diesen Kampf solange zu führen, bis der glanzvolle Entschluß durch das Großdeutsche Reich und damit die Erlösung kam.

Sogleich nach der Abtrennung vom Reich beschwor Georg von Kries († 1922) die immer sich erneuernden Aufbaukräfte aus deutscher Art, die auch diese Schmach überwinden müßten: „Wir

haben verlorene Erde blühend und deutsch gemacht!“ Und Paul Dobbermann aus dem Kreis Filehne, später Bromberg, erhebt seinen Ruf „Mein Bruder, rüste dich!“ als Trost inmitten so vieler Zusammenbrüche. Schon damals war es für Dobbermanns reifes und formgesättigtes dichterisches Bild der neuen Lebensbewältigung klar, daß die angestammte und nun so gefährdete Heimat gerade jetzt nicht verlassen, sondern erst recht geliebt und um dieser Liebe willen erhalten werden müsse:

„Dich lieben wir und halten dir die Treue.

Wir treten aufrecht durch der Zukunft Tor;

Es werden seine dunklen Bogen leuchten,

Wenn nur sich unsre Seele nicht verlor.

Und ist nun auch in einen andern Rahmen

Dein altes, sonnenblankes Bild gespannt,

Wir kosen dich auch mit dem neuen Namen

Als unser liebes, schönes Heimatland.“

Nach solchem Vorstoß entfaltet sich ein reicher Strom dichterischer Wehrkraft. Da steht der Thorner Honigkuchenfabrikant Bernhard G. Weese vor uns, dem Alter nach zwar ein Angehöriger der älteren Generation (geb. 1869), der Haltung nach aber einer der dem neuen, kampffrohen und gemeinschaftsbewußten Lebensideal Zugewandten. Sein Ruf „An Deutschland“ ist ein früher Fanfarenklang der kommenden Befreiungszuversicht. Seine Natursymbolik atmet die gleiche Entschlossenheit zum Wagnis und erlösenden Durchbruch, zur Schließung des rettenden Gemeinschaftskreises wie die Lyrik der Jungen.

Nichts ist für diese neue Haltung, für die der Wandel im Reich ebenso maßgeblich war, bezeichnender, als daß gerade der wichtigste dieser Dichter aus Westpreußen, der Kriegsinvalid und Heimarbeiter Clemens Rößler aus Bromberg (geb. 1896), der sich in Zeiten der Verfolgung oft hinter dem Pseudonym Clemens Conrad verbarg, in seiner reich

entfalteten Lyrik das Kriegserlebnis als Reimzelle und Zentralerlebnis des neuen Werdens gerade auch jenseits der grausam gezogenen Grenze erkennt. Als erster schuf Rößler in diesem grenzdeutschen Bereich den Typ der lyrischen Anklagedichtung. In seinen harten Anklageliedern verkündet er, was Polen den deutschen Soldaten verdankte und wie schände der Undank war, den die in den polnischen Staat gezwungenen Deutschen ernteten. Da dröhnt das mahnende Lied vom „Polenland“ wie ein Gewissensruf an die Bedrückter auf. Und plötzlich steht die ganze Leidensgeschichte dieses Grenzlanddeutschtums vor uns. In den eigenen Reihen aber ruft Rößler zu jenem Geist der Kameradschaft auf, der sie im Weltkrieg verband, der nun aber bei denen vor den Toren des Reiches erst recht nachwirken möge. Und während der Große, der uns voranschreitet, mit ziel sicherer Hand ein böses Erbe von Versailles nach dem andern aus dem Wege räumt, hämmert der „Korridor“-Deutsche seinem Sohn ein: „Denk an Versailles, mein Sohn!“, denn auch sein völkisches Unglück stammt ja aus dieser Quelle. Das aber ist Rößlers tiefste Überzeugung, in der er sich mit allen andern Deutschen Westpreußens trifft, daß sein „Wort eines alten Kämpfers“ eine dauernde volksdeutsche, ja eine dauernde gesamtdeutsche Lebenswahrheit verkündet:

„Wenn wir schon in den Gräbern modern,  
Dann werden noch die Flammen lodern,  
Die wir entfacht.“

Wenn man im Kreis der dichterischen Werkleute Lersch und Brüger und Pehold nennt, dann wird man künftig auch Rößler hinzufügen dürfen.

Auch eine Dichterin von großer Bedeutung, Brunhild Lüttmann (geb. 1912) aus Strzalkon, lebt und schafft nun in Westpreußen. Wenn sie in einer wichtigen Sprache, die an Lulu von Strauß und Torney gemahnt, mit ihrem Hymnus „Laßt brennen!“ das Feuer der Gemeinschaft entzündet, dann steigert sich hier das Bewußtsein der Mütterlichkeit zur bergenden Kraft gegenüber dieser durch deutschen Fleiß gerodeten Erde. Und ihr Blick umfaßt zugleich alle die, die demselben bewahrenden Ziel zustreben: „Nun weißt du, Bruder, du bist nicht allein.“ Die Mütterlichkeit Brunhild Lüttmanns, die so oft das hauchzarte Kinder- und Schlummerlied meistert; die in leidenschaftlichen Farben die Not der Heimat und den Abwehrwillen derer zu gestalten weiß, die sich berufen wissen, zu „Hüttern der Heimat“ zu werden — sie gleitet nie ab ins Verträumte. Es ist die Mutter eines neuen, härteren Geschlechts, die da ihr Wort erhebt: „Wir aber sind hart wie aus Erz und aus Stein, wir wissen vom Sieg unseres Kampfes.“ Und der Schwur der Mutter, die Kommenden deutsch zu erziehen, verbürgt das Weiterdauern dieses Vermächtnisses an ferne Geschlechter.

In diesen Tagen werden — inmitten einer Sammlung junger deutscher Dichtung aus dem ganzen Warthe- und Weichselland<sup>1)</sup> — die besten dieser Gegenwarts- und Bekenntnis-Dichtungen Westpreußens der deutschen Nation übergeben. Sie sind ein dichterisches Dokument von schwerwiegender historischer Bedeutung. Sie lassen aber auch deutlich genug erkennen, daß im Raum jener neuen kulturellen Blüte, der nun der ganze Reichsgau Danzig-Westpreußen entgegengeht, die Dichtung Westpreußens nicht fehlen wird.

<sup>1)</sup> „Du stehst in großer Schar.“ Junge deutsche Dichtung aus dem Warthe- und Weichselland, herausgegeben von Heinz Kindermann (Breslau, Verlag Hirt) 1939.

## Die Aufgaben der Vorgeschichtsforschung im wiedereroberten Weichselgau

Nach den überwältigenden Ereignissen der letzten 2 Monate kommt es uns erst bei ruhigem Besinnen so recht zum Bewußtsein, welch epochale historische Wende sich für unsern neugeschaffenen Weichselgau vor unsern Augen zu vollziehen beginnt.

Auf allen Gebieten des äußeren und inneren Lebens politisch, wirtschaftlich, kulturell und vor allem bevölkerungsgeschichtlich bricht für dies seit zwanzig Jahren totgegläubte und für uns verlorene Land ein neues Zeitalter an. Durch eine der großzügigsten Siedlungsaktionen seit dem Mittelalter wird eine Versäumnis vergangener Jahrhunderte mit einem Schlage nachgeholt und in kürzester Zeit wird das ganze ehemalige Westpreußen dem Deutschtum wieder zurückgewonnen sein. In diesem historisch bedeutenden Augenblick ist es wohl am Platze, wenn die Vorgeschichtswissenschaft, die auf diesen Brennpunkt jahrtausendealter Völkerbewegungen schon immer ihr besonderes Augenmerk gerichtet hat, sich zu Worte meldet. Zu einem Zeitpunkt, da das scharfe Schwert deutscher Kriegskunst einen schweren, verbitterten ideologisch-nationalpolitischen, wissenschaftlichen Kampf zweier durch die Anwesenheit von Versailles aufeinandergehetzter Volkstümer beendet hat, an dem die Vorgeschichte oft nur all zu heftig beteiligt war, wird sich gerade diese Wissenschaft über ihre zukünftigen hohen Aufgaben in dem zurückeroberten Weichselgau Rechenschaft ablegen müssen.

Jede Arbeitsplanung für eine weite Zukunft wird mit einem umfassenden Rückblick beginnen, wenn sie die Größe ihrer Aufgabe voll ermessen will. Dazu wäre es undankbar, das Andenken der Männer zu vergessen, die uns das Rüstzeug zu dem hinter uns liegenden geisti-

gen Kampf geliefert haben. Nicht nur wir, sondern schon viele vor uns haben doch im Grunde den heute erreichten Wendepunkt herbeigesehnt.

Im kommenden Jahre wird das Danziger Museum für Naturkunde und Vorgeschichte, die Pflegestätte vorgeschichtlicher Bodentalertümer in Westpreußen auf eine 60 jährige Tätigkeit zurückblicken. Im Jahre 1880 wurde in der Zusammenfassung wissenschaftlicher Vereins- und Privatsammlungen das Westpreußische Provinzialmuseum gegründet. Es umfaßte sämtliche Zweige der Naturwissenschaften und widmete sich der Fürsorge kulturgeschichtlicher Altertümer der Provinz. Durch die überragende Persönlichkeit seines ersten Direktors Conwenz, des Begründers des Deutschen Naturdenkmalschutzes, wurde in der Pflege der vorgeschichtlichen Bodensfunde ein Stand erreicht, der uns heute für die damalige Zeit modern anmutet. Regelmäßige Bereisung der Landkreise, die planmäßige Heranbildung eines ständigen Mitarbeiterstabes in allen Landes- teilen, eine wohlgepflegte Aufklärungstätigkeit weiter Kreise der Landbevölkerung durch die Presse und den nie erlahmenden persönlichen Kontakt, regelmäßige Vortragskurse im Rahmen der Kreis-Lehrerveranstaltungen, eine für damalige Zeit durchaus beachtliche Grabungstätigkeit und die jährliche ausführliche Bekanntgabe der neuerworbenen und ausgegrabenen Bodensfunde, das war das starke Gerüst der Conwenz'schen Bodendenkmalpflege. Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß die meisten dieser in Westpreußen seit 1895 in vollem Umfang gepflegten und heute noch als richtig anerkannten Maßnahmen in den meisten Teilen des Deutschen Reiches erst lange Zeit nach dem Weltkrieg und nur

ganz allmählich in Aufnahme gelangten. Freilich wurden die reichen Ergebnisse dieser Tätigkeit damals vom rein naturkundlichen und kulturhistorischen Standpunkt betrachtet, aber man darf niemals vergessen, daß durch diese vorbildliche und unvorbelastete Fürsorge der Grundstein für unser heutiges nationalpolitisch so bedeutsame Gesamtbild der nordostdeutschen Vorgeschichte gelegt wurde.

Der Weltkrieg brachte einen Stillstand der Museumstätigkeit mit sich. Die unsinnige Losreißung des naturgegebenen Mittelpunktes Danzig von seinem Westpreußischen Rumpf nach der Grenzziehung von Versailles aber warf, wie überall so auch auf unserem Gebiete die Entwicklung des Landes um Jahrzehnte zurück. Die politischen Folgen der Jahre bis 1920 waren um so drückender, als neben der gebietsmäßigen Trennung ein Neubauprojekt für das Provinzialmuseum auf unbestimmte Zeit verschoben werden mußte, für das der Provinzial-Landtag in den letzten Kriegsjahren bereits einen beträchtlichen Fonds gebildet hatte.

Was ist nun während der Polnischen Zeit für die Erforschung Westpreußens getan worden? Die Wojewodschaft Pommerellen wurde bis zum Jahre 1931 vom Vorgesichtlichen Museum in Posen unter Leitung von Professor Kostrzewski betreut. Erst im Jahre 1931 erfolgte die Einsetzung eines Kurators im Thorner Museum (von 1931—1933 Tadeusz Waga, von 1933—1939 Jacek Delekt) und dadurch wurden die abgetrennten Teile Westpreußens in denkmalpflegerischer Hinsicht gebiets- und etatsmäßig selbstständig, wenngleich die wissenschaftliche Abhängigkeit von Posen aufrechterhalten blieb. Die denkmalpflegerische Tätigkeit seit 1931 litt besonders stark unter dem Mangel geeigneter Kräfte und wurde bei einem denkbar niedrigen Kostenaufwand zur Bedeutungslosigkeit verurteilt. Einige Grabungen scheinen in den letzten Jahren von der am Golenhofener Heimatmuseum beschäftigten Dr. Krajewska, wohl zur Entlastung von Thorn im Bereich des sogenannten Seekreises vorgenommen zu sein.

Die Zeit zwischen 1920 bis 1931 ist durch einige Grabungen seitens der

Posener Schule gekennzeichnet. So erbrachten die Untersuchungen der jungsteinzeitlichen Siedlung von Ruzau, Kreis Puzig (bekannt unter Ruzauer Kultur, gleichbedeutend mit der Haffküstenkultur und deren Hauptfundort Succaße, Kreis Elbing), Ergebnisse, die die Beobachtungen einer langjährigen deutschen Sammeltätigkeit an dieser schon vor dem Weltkriege altbekannten Fundstelle vervollständigten. Wichtig ist heute für uns auch die Entdeckung der handkeramischen Ansiedlung von Kulmsee, Kreis Thorn. Fachkundliches Interesse erregten die Grabungen bei Stendsitz und Gapowo, Kreis Karthaus, aus denen sich gewisse chronologische Schlussfolgerungen über die Fragen des ausgehenden Bronzealters ergaben. Nicht zu vergessen sind natürlich die ungezählten Zufallsfunde aus der Zeit der Gesichturnenbevölkerung (800 bis 300 v. Zv.), deren fast unverfügbare Reichtum im Gebiete des nördlichen Pommerellen schon in alter deutscher Zeit die Museumsmagazine füllte. Zu den wichtigsten Untersuchungen der Posener Schule überhaupt gehören wohl die Grabungen des burgundisch-gotischen Gräberfeldes bei Golenhofen und die Abdeckung einiger Hügel der berühmten gotischen Steinkreise von Odri, Kreis Ronik. Während über Odri ein ziemlich ausführlicher Bericht mit allerdings stark verdrehter völkergeschichtlicher Auslegung vorliegt, wurde der reiche und in vielen Fällen einmalige Inhalt des germanischen Friedhofes am Fuß der Orhöfster Rämpe wohlweislich verschwiegen, um das Schema des eigenen, verlogenen nationalchauvinistischen Propagandasytems nicht durchbrechen zu müssen. Das gleiche Los war dem von Prof. Zakrzewski übrigens sehr flüchtig untersuchten gotischen Bestattungsorte von Dsche, Kr. Schwetz, beschieden.

Seitdem sich (1931) das Posener Institut auf das Gebiet der gleichnamigen Provinz beschränkte und dort aus Grabungen wie Biskupin, Gnesen, Klezko und Posen nationalpolnisches Kapital zu schlagen suchte, sank bei der Mittellosigkeit des Thorner Kurators Westpreußen zur völligen Bedeutungslosigkeit herab. Eine Ausnahme bildet dabei nur das Ergebnis einer Untersuchung auf dem



Eine ostgermanische Gesichtsurne

aus Kehrwalde, Kreis Marienwerder (700 v. Zw. Steinzeitgräber-Kultur),  
die der Reichstatthalter und Gauleiter Albert Forster am 19. Sep-  
tember 1939 dem Führer bei seinem Besuch in Danzig überreichte

illyrischen Burgwall von Steinort, Kreis Thorn, im Weichselleknie. Hier zeigte sich in ungeahnter Anschaulichkeit ein Bild von der Hestigkeit der Kämpfe, die am Ende der frühen Eisenzeit (um 500 v. Zv.) zwischen den zurückweichenden Illyriern und der südwärts vorstürmenden Gesichtsurnenbevölkerung tobten. Ja, es klingt unglaublich, wenn uns der Erdboden aus dieser bedeutenden Weichselleknie die Geschichte der Burgbelagerung bis in viele Einzelheiten schildert. So war ein Reitermann mitsamt dem Roß beim Sturm auf das Burgtor zu Fall gekommen und, von den Erdmassen verschüttet, bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Burginsassen müssen ihre schützende Feste fluchtartig verlassen haben, denn unter der Brandasche der eingestürzten Häuser fanden sich auf den Herden große Kochtöpfe, gefüllt mit angekochten Erbsen und Pferdebohnen. Das Vorhandensein einiger slythischer Pfeilspitzen endlich zeugt auch von einem nördlichen Vorstoß jenes Mordzuges slythischer Reiterhorden, die im 5. Jh. v. Zv. verheerend durch Schlesien zogen. Neben diesen überraschenden Grabungserfolgen von Steinort dürfen wir endlich das von Waga untersuchte gotische Gräberfeld von Goskau-Folung, Kreis Thorn, mit seiner eigenartigen Töpferkunst nicht vergeßten.

Ziehen wir nun unter diese letzten 20 Jahre polnischer Zeit den Schlußstrich, so stellen wir im Endergebnis bei einem auch nur flüchtigen, vergleichenden Blick auf die weit zurückliegende Conventsche Zeit einen erschreckenden Rückfall fest. Man hat eben schlecht und recht gegraben, was der Zufall hervorbrachte. Von einer volksverbundenen Denkmalpflege ist nirgends eine Spur. Gewiß, die polnische Vorgeschichtsaufklärung hat glänzend gearbeitet. Wie soll man aber mit völlig verdrehten, rechtswidrigen Propagandathesen die Liebe zu einer Sache pflegen, die nur einer traditionsgebundenen, bodenständigen Bevölkerung einzupflanzen ist! Das großprahlerische, unverständene Geschrei der zahlreich nach Westpreußen aufgepropften Kongresser von den urflawischen Heimatrechten auf das Land am „polnischen Meer“ hätte dem willig-

sten Denkmalpfleger nie und nimmer die echte Liebe eines Volkes zu den landschaftsgebundenen Heimatschätzen ersehen können, die zu jeder erspriechlichen Vorgeschichtsarbeit die Voraussetzung bietet. Wo immer er aufgetaucht ist, hat sich der Kongresspole in Westpreußen als Fremdkörper erwiesen. Jeder stilkundlich und kulturschöpferisch veranlagte Mensch empfindet allein den Anblick eines von polnischer Hand im Stadtbild von Gotenhafen angelegten Weges oder auch nur einer Riesgrube als einen gewalttätigen, unverständenen Eingriff in die Formenschönheit der Landschaft, von der Anlage der Häuser und deren baulicher Art ganz zu schweigen. Wie turmhoch stehen gegenüber diesen jüngsten polnischen „Kultur-taten“ selbst die ältesten germanischen Kulturdenkmäler im Weichselleknie, die stets eine betonte Beziehung zur Landschaft verraten und deren geistreiche Gestalter eine viel enger verbundene besser verstandene, liebevolle Verbundenheit und unlösliche Zugehörigkeit zu diesem Land bekunden, als es polnischer „Kultur-wille“ jemals getan hätte.

Schon aus diesem ausführlich gehaltenen Rückblick ergibt sich die große Tragweite unserer neuen Aufgaben. Sie werden sich im Großen gesehen in drei Gruppen teilen: Die praktische Denkmalpflege mit systematischen Grabungsarbeiten, die für jedes weitere Gedeihen die Grundlage bietet. Die fachliche Schulung und Aufklärung im Rahmen des nationalpolitischen Aufbauplanes der nationalsozialistischen Volkführung, die die starke Brücke zwischen Wissenschaft und Volk auszubauen imstande ist. Als drittes die wissenschaftliche Arbeit, die ihrerseits wieder die Unterlagen zur politischen Schulung liefert, zum andern aber die Verpflichtungen erfüllt, die ein vorgeschichtliches Museum den gleichartigen Instituten im In- und Auslande schuldig ist.

Eine der dringendsten Aufgaben in der Übergangszeit wird es sein, die während der polnischen Herrschaft in Privatbesitz gelangten Einzelsunde sicher zu stellen. Einmal hat es in den abgetretenen Gebietsteilen allerorts volksdeutsche Besitzer gegeben, die aus ver-

ständlicher Opposition zum Polenstaate trotz der bestehenden Gesetze die Funde ihres ererbten Bodens nicht abliefern. Zum andern sind trotz des häufig gemeldeten Eifers polnischer Starosten solche Funde vielfach auch im Besitz polnischer Volksangehöriger verblieben. Nach der deutschen Rechtsauffassung sind jedoch alle Bodenfunde als die einzigen historischen Denkmäler unserer Vorfahren Besitz des ganzen Volkes und ihr Verbleib in privater Hand ist unter allen Umständen zu verhindern.

In der praktischen Denkmalpflege braucht nur der am Kriegsende verlorengegangene Faden wiederaufgenommen zu werden. Dabei wird man Erfahrungen, die in andern Teilen des Reiches während der letzten Jahre in Hülle und Fülle gemacht werden konnten, weitgehend ausnützen und es ist anzunehmen, daß hier in wenigen Jahren das bewährte alte System wieder Erfolge zeitigt. Voraussetzung dabei ist natürlich die Beseitigung aller Schladen, die den zurückbleibenden eingeseffenen Bewohnern Westpreußens von der überspannten polnischen Vorgesichtspropaganda anhaften, denn kein anderer als der Bauer auf der von ihm bebauten Scholle ist der Hüter unserer kulturgeschichtlichen Bodengüter. Darüber hinaus wird es unsere Pflicht sein, den aus allen Teilen des osteuropäischen Auslandes und sicher nicht weniger des westdeutschen Altreiches in unsern Weichselgau einströmenden Neusiedlern die altgermanische Tradition ihrer zukünftigen Heimat zu vermitteln. Wenn die deutsche Vorgesichtsforschung in der Vergangenheit den siegreichen Ausgang des Kampfes

um das historische und moralische Anrecht unseres Volkes auf den Weichselgau entscheidend hat mitbestimmen können, so erwächst ihr daraus für die Zukunft die Verpflichtung, in dem Eifer um die Pflege geistiger Besitz- und Erbansprüche niemals zu erlahmen.

Vollzieht sich diese Aufklärungsarbeit mehr im Rahmen der praktischen Denkmalpflege, vornehmlich durch den ständigen Kontakt zwischen den Museumsbeamten und der Landbevölkerung, so ist die nationalpolitische Schulung in gegenseitiger Zusammenarbeit mit den Gliederungen der Partei, insbesondere deren Jugendformationen und dem NS.-Lehrerbund gedacht und wird hier über die Grenzen der Heimat hinaus die große Weite unseres germanisch-deutschen, geistigen Vaterlandes umspannen.

Der schwerste Anteil an der Aufbauarbeit steht der wissenschaftlichen Forschung bevor. Gewiß ist der bisherige Fundstoff in vorbildlicher Weise durch das jüngste Werk von Engel und La Baume über die Kulturen und Völker im Preußenlande aufgearbeitet und ausgewertet. Aber es gilt hier, mit Riesenschritten den weiten Vorsprung aufzuholen, den andere Provinzen des Deutschen Reiches durch großzügige Anwendung modernster Grabungsmethoden bei der Erforschung dringender Probleme uns voraushaben.

Vor uns liegt also ein weites Betätigungsfeld, und das große Verständnis, das uns für unsere Aufgaben schon jetzt von allen Seiten entgegengebracht wird, bürgt dafür, daß sich unser gestecktes Ziel zum Heile fürs Vaterland auswirken wird.

Edgar Sommer

## Reichsgau Danzig-Westpreußen - ein volks- wirtschaftliches Kraftfeld

Strukturveränderungen im ehemaligen Westpreußen - Die Stadt  
Danzig als industrielles Zentrum

Die Namengebung des neuen Reichsgaues ist von Reichsinnenminister F r i e d r i c h anlässlich seines Aufenthaltes in Danzig am 31. Oktober 1939 damit begründet worden, daß „Danzig den Ruhm hat, der Hebel für die Befreiung des ganzen deutschen Ostens gewesen zu sein“. Die Danziger Bevölkerung empfindet dankbar diese Anerkennung, die ihr durch den Entschluß des Führers, den Namen Danzig für alle Zeiten in dem befreiten Gebiete Ostdeutschlands zu verankern, ausgesprochen worden ist. Es ist der Wille aller Danziger, sich dieser Ehrung würdig zu erweisen und mit allen Kräften an der Erschließung der volkswirtschaftlichen und kulturellen Möglichkeiten des Reichsgaues Danzig-Westpreußen zu arbeiten.

Nach den Absichten des Gauleiters und Reichsstatthalters Albert F o r s t e r soll die Bevölkerungspolitik im Reichsgau Danzig-Westpreußen binnen zehn Jahren so weit vorwärtsgetrieben sein, daß die Züge polnischer Willkürherrschaft im Antlitz dieser deutschen Landschaft vollkommen verschwunden sind. Die Abwanderung der Polen in die zum deutschen Reichsinteressengebiet gehörenden restpolnischen Landstriche, die sich zu einem Gowernat mit dem Hauptsitz in Krakau gruppieren, ist bereits in Gang gebracht worden. Die erste Maßnahme der neuen Bevölkerungspolitik im Reichsgau bildet die Einsetzung der im modernen Bevölkerungsschub aus den baltischen Staaten zurückgeholten Baltendeutschen, die jetzt nicht mehr eine unglückliche weit vorgeschobene Vorpostenstellung des Deutschtums zu halten und ihre Kräfte

damit nutzlos zu verschwenden brauchen, sondern zu einer produktiven Tätigkeit auf Grund ihrer historischen Erfahrungen im Volkstumskampf kommen werden. Auch die Auswanderung der Wolhyniendeutschen aus den jetzt sowjetrussischen Gebieten ist soeben in die Wege geleitet worden, sie sollen gleichfalls die deutsche Volkskraft im Reichsgau Danzig-Westpreußen und im Warthegau stärken. Der Reichsgau Danzig soll später einmal fünf Millionen Menschen Arbeit und reichliches Auskommen gewährleisten. Diese fünf Millionen Menschen sollen aber auch die ihnen gestellte Aufgabe erfüllen, den Reichsgau in eine volkswirtschaftliche Leistungsfähigkeit zu erheben, welche ihn geeignet macht, nicht nur agrarisches Überschußgebiet für das Binnenreich zu sein, sondern auch dem Gewerbefleiß im Osten ein Denkmal zu setzen. Es wird deshalb nicht von der Hand zu weisen sein, daß die Erschließung der wirtschaftlichen Möglichkeiten des Reichsgaues auch die Zuwanderung von gewerblichen Fachkräften aus den mittel- und westdeutschen Industriezentren notwendig machen wird. Ehe jedoch auf Einzelheiten in dieser Richtung eingegangen wird, ist ein Blick auf die derzeitige volkswirtschaftliche Leistungsfähigkeit des neuen Reichsgaues Danzig-Westpreußen angebracht.

Aus der Erfahrung der letzten sechzig Jahre ist der Binnendeutsche nur zu leicht geneigt, die reichsunmittelbaren Gaue im Osten als ausgesprochen agrarische Größen zu betrachten, wobei er meistens als Beweis dessen diejenigen statistischen Angaben heranzieht, die zu

deutscher Zeit in den Jahren 1909 bis 1913 aufgestellt worden sind. In der Tat, geben sie auch einen gewissen Anhaltspunkt für die Beurteilung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Ostgebiete, so daß sie — was den agrarischen Sektor anbetrifft — hier der Vollständigkeit halber genannt werden sollen.

Die frühere landwirtschaftliche Gesamtnutzungsfläche Westpreußens betrug im Jahre 1913 rund 1 633 238 ha. Davon stellte sich der Weizenanbau auf 4,8 v. H., der Roggenanbau jedoch auf 30,0 v. H. der Ackerfläche. In Westpreußen ist also (genau so wie in Posen) Roggen die hauptsächlichliche Anbaufrucht. Nach denselben Angaben aus 1913 stellte sich der Gerstenanbau auf rund 5,0 v. H., der Haferanbau auf rund 9,5 v. H. der Ackerfläche. Insgesamt waren vor dem Weltkriege 49,3 v. H. der Ackerfläche Westpreußens allein mit Getreide bestellt (in Posen 54,8 v. H.). Eine große Rolle spielt auch der Kartoffelanbau, und zwar stellt sich für diese Hackfruchtart der prozentuale Anteil in 1913 auf 14,9 v. H. der Ackerfläche Westpreußens. Daneben war der Zuckerrübenanbau von Bedeutung, der sehr intensiv betrieben wurde und etwa 2,3 v. H. der Ackerfläche ausmachte. Einen guten Überblick über die agrarische Leistung des Gebietes erhalten wir durch die Statistik der Ernterträge für Westpreußen und Posen.

Ernterträge Westpreußens und Posens  
bei den wichtigsten Feldfrüchten  
in den Jahren 1909 bis 1913  
in Doppelzentnern

Westpreußen:

Weizen	924 244,	Roggen	4 657 335,
Gerste	951 442,	Hafer	1 549 026,
Kartoffeln	19 764 072,	Zuckerrüben	5 792 500.

Posen:

Weizen	1 701 084,	Roggen	11 292 655,
Gerste	2 436 221,	Hafer	3 017 499,
Kartoffeln	42 253 867,	Zuckerrüben	21 078 081.

Nicht unerwähnt darf auch die Viehzucht bleiben, die — wenn auch nicht so intensiv wie beispielsweise in Ostpreußen betrieben — immerhin angefangen der ge-

ringen Bevölkerungsdichte und der dadurch ausgelösten geringen Konsumkraft manche Ausfuhrüberschüsse ermöglichte. Posen und Westpreußen hatten vor dem Kriege auch Ausfuhrmöglichkeiten für Holz, bei der heutigen intensiven Holzbewirtschaftung im Zeichen des Vierjahresplans ist aber kaum anzunehmen, daß dieser Zustand wiederkehren wird.

Soweit die agrarische Seite der Frage nach den volkswirtschaftlichen Möglichkeiten des Reichsgaues Danzig-Westpreußen, die lediglich dahingehend zu vervollständigen wäre, daß natürlich auch landwirtschaftlich bedingte Industrien, wie Brennereien, Mühlen, Zuckerrübenfabriken, Molkereien usw., standortgebunden vorhanden waren.

Diese Feststellungen aus früherer Zeit dürfen jedoch nicht zu dem Eindruck verleiten, als ob heute ein ähnlicher Zustand wieder herbeizuführen wäre. In der Zwischenzeit, insbesondere während der zwanzigjährigen Zwingherrschaft der Polen, hat sich vieles verändert, so daß derartige Vergleiche hinkend geworden sind. Das Zerreißen des westpreußischen Gebietes durch Versailles in einen unter Ostpreußens pflegliche Obhut gestellten Teil, einen von Polen ausgebeuteten und ausgepowerten Landstrich und ein mit allen Kräften von den Danzigern intensiviertes Freistaatsgebiet hat zu einer so großen Verschiedenläufigkeit in der Entwicklungstendenzen in diesen der Einheit beraubten Gebieten geführt, daß man heute mit ganz anderen Voraussetzungen an die Betrachtung ihrer nun wieder vereinheitlichten volkswirtschaftlichen Struktur herangehen muß.

Der polnische Staat betrachtete die in seine Regie gekommenen Gebietsteile Westpreußens und Posens, die landwirtschaftlich hoch entwickelt waren, als Ausbeutungsobjekte, welche keine andere Aufgabe haben sollten, als die, auf das viel niedriger liegende naturalwirtschaftliche Niveau seiner zentralen und östlichen Wojewodschaften degradiert zu werden. An die Stelle der früheren intensiven Bewirtschaftung wertvoller Anbaufrüchte trat die Extensivierung der agrarischen Fläche und damit verbunden eine Verringerung der Acker- und Gartenlandereien, der Viehweiden und Hutungen, da-

für aber vermehrten sich die Wiesen und Forsten. Hinzu kamen die ständig aus der Wirtschaft herausgepumpten überhöhten Steuern, welche für die östlichen Gebiete verwandt wurden, kam die Agrarreform, die unmittelbar die großen deutschen Güter traf, aber auch die dort lebenden Polen in den Strudel eines unaufhaltbaren Verarmungsprozesses hineinrissen. Die durch die polnische Wirtschaftspolitik rigoros durchgeführte Abschließung des westpreußischen Agrarmarktes von seinem natürlichen mittel-deutschen Absatzgebiet bewirkte vollends den Niedergang dieses einst so blühenden Landes.

Auf der anderen Seite war die deutsche Bevölkerung des Danziger Freistaatgebietes bemüht, sich in Anpassung an die polnische Marktlage und die eigene Lage als volkswirtschaftliche „Insel“ den hohen Stand seiner Wirtschaft zu erhalten und besonders durch den Ausbau seiner Industrie das aus Existenzgründen so notwendige Übergewicht über sein natürliches Hinterland zu wahren. Zwar versuchten die Polen in einem zähen Wirtschaftskampf die Danziger Absichten zu durchkreuzen, indem sie als Puffer gegen den industriellen Druck Danzigs auf das agrarische Pommerellen dort ähnliche Industrieinvestitionen vornahmen und gleichzeitig den Hafenverkehr in Danzig zum Versiegen brachten. Aber ihre Industrie erlahmte bald im Konkurrenzkampf mit der Danziger Industrie, welche neben den standortgebundenen Schwerindustrien, wie Werften, Waggonfabrik usw., sich zu einer lokalen, strukturell sehr reichhaltigen Industrie mit guten Absatzmöglichkeiten auf verschiedenen ausländischen Märkten noch bis in das Jahr 1938 hinein ausweitete. Dabei handelte es sich nicht etwa um agrarische Veredelungsindustrien, sondern vornehmlich um Veredelungsindustrien für industrielle Halberzeugnisse. Werke für die Herstellung von Baumaterialien, chemischer und pharmazeutischer, elektrotechnischer Artikel entstanden. Papierfabriken, Webereien, eine große Tabakfabrik, chirurgische und optische Werkstätten, Fabriken für Gummwaren, Blechwaren, Treibriemen und Kabel usw. waren erstellt worden und arbeiteten mit Erfolg.

Diese Tatsache wirkt sich heute für den neuen Reichsgau in der Weise aus, daß das beachtliche industrielle Potential Danzigs eine gegenüber der Vorkriegszeit stark veränderte wirtschaftliche Struktur ganz Westpreußens veranlaßt. Während in Westpreußen (mit Ausnahme der früher von Ostpreußen betreuten und industriell gehobenen Gebietsteile um Elbing, Marienwerder, Marienburg) der agrarische Sektor zu erblicken ist, muß das Danziger Gebiet heute als das industrielle Zentrum des neuen Reichsgaues angesehen werden. Eine Ergänzung bildet dabei die Industrie Brombergs, des südlichen Bezirkes des Reichsgaues, als welche verschiedene Verarbeitungsstätten für industrielle und chemische Halberzeugnisse, die Lederfabriken, die Eisenbahnsignalanlagen-Werke, Möbelfabriken, photochemische Werkstätten, die Persil-W.-G. usw. anzusehen sind. Im Reichsgau Danzig-Westpreußen wird also der agrarische Sektor im Norden und im Süden von einem günstigen industriellen Potential flankiert, wobei die Eigenart der führenden Danziger Industrie gerade darin besteht, daß sie sich ungewollt den Gedankengängen anschließt, die seinerzeit um die Jahrhundertwende der Oberpräsident von Goshler bei seinen Industrialisierungsversuchen verfolgte. Unter diesem Blickwinkel betrachtet, ist als bemerkenswert für den Reichsgau Danzig-Westpreußen festzuhalten, daß sich das industrielle Gefälle des deutschen Westens weiter nach Osten, nämlich in den Reichsgau vorgezogen hat, eine Tatsache, die wichtig für den ganzen Osten Europas werden kann. Ferner stellt sich heute das verstärkte Industrialisierungsbemühen in dem ehemaligen Freistaatgebiet als volkswirtschaftliche Zwangsläufigkeit für den ganzen deutschen Osten heraus, nicht allein um des harmonischen Ausgleichs zwischen industriellem Sektor und agrarischem Hinterland willen, sondern auch wegen des Volkstumskampfes. Eine Industrialisierung verhindert die Abwanderung völkisch wichtiger Kräfte aus dem Osten nach dem Westen, ja mehr noch, sie fördert erfolgreich die Zuwanderung solcher Kräfte und stellt neben der bäuerlichen Siedlung,

die ohnehin gegeben ist, eine volkswirtschaftliche Überzeugungskraft dar, die jedem Zugewanderten das Bewußtsein gibt, kein schlechteres, eher noch ein besseres Auskommen hier als vielleicht im Westen des Reiches zu finden. Neben dem Bauernfleiß ist der Gewerbe- und Handwerksfleiß unentbehrlich.

Die Grundlage für diese Erörterungen bildet natürlich der Umstand, daß in dem neuen Reichsgau die Ungleichung und Ausgleichung des industriellen an den agrarischen Sektor durchaus volkswirtschaftlich zu rechtfertigen ist, ohne die zukünftige Aufgabe des Reichsgaues, agrarisches Überschußgebiet für den deutschen Binnenmarkt zu sein, zu stören. Bei den heutigen intensiven Bewirtschaftungsmethoden wird sich sogar durch die Maßnahmen des Reichsnährstandes ein weit besseres Ergebnis erzielen lassen als in der Vorkriegszeit, wenn erst die Schäden der „polnischen Wirtschaft“ behoben sind. Die Industrie hingegen, die nicht allein Konsumgüter, sondern auch bereits Produktionsgüter wie Werkzeug- und Holzbearbeitungsmaschinen herstellt, kann sich im Interesse des deutschen Außenhandels wirksam in den deutschen Export einschalten. Außerdem zeichnet die Reichsgau-Industrie eine genaue Kenntnis der polnischen Marktverhältnisse aus, die sie für die Belieferung der respolnischen Gebiete einsetzen kann. Auch die Annahme ist berechtigt, daß diese Industrie aus Gründen der Billigkeit, der Vereinfachung der gesamten reichsdeutschen Marktorganisation und der Transportverbilligung nicht nur den westpreußischen, sondern auch den späteren polnischen Markt in Kongreßpolen, auf dem sich die Danziger Erzeugnisse trotz des Boykotts im früheren polnischen Staate durchgesetzt haben, nicht zuletzt auch, in bestimmten Artikeln, den Warthegau beliefert. Dabei ist an irgendwelche Monopolstellungen, welche dem Qualitätsgedanken nur abträglich wären, nicht gedacht; aber es würde ein Widerspruch sein, im Zeichen der Aufbauarbeit im Osten volkswirtschaftliches Gut gerade in diesen Gebieten nicht seinem eigentlichen Zweck zuzuführen. Im übrigen ist von den

zuständigen Reichsstellen auch gar nicht diese letzte Möglichkeit in Erwägung gezogen worden. Die Verordnung zum Schutze der Danziger Wirtschaft, welche die staatliche Kontrolle des Zutritts zur Wirtschaft verankert, besagt hier genug.

Alle diese Überlegungen und Hinweise gipfeln jedoch in der einen Frage, wie es um die Konsumkraft der Bevölkerung des neuen Reichsgaues bestellt ist, auf welche natürlich die reichsdeutschen Maßstäbe anzulegen sind. Die Beantwortung dieser Frage fällt zusammen mit der Feststellung, daß der von den Polen hervorgerufene Auspowerungsprozeß der westpreußischen Gebiete in Verbindung mit der nachlässigen Bewirtschaftung der agrarischen Nutzfläche eine Arbeitslosigkeit im Gefolge hatte, die nur zu einem geringen Teil durch die Arbeitslosenstatistiken ausgewiesen wurde, in Wirklichkeit aber viel höher lag. Die polnische Presse mußte seinerzeit selbst zugeben, daß diese Arbeitslosigkeit nur darauf zurückzuführen war, daß die überschüssigen polnischen Landarbeiter nicht mehr wie vor dem Weltkriege infolge der unsinnigen Grenzziehung eine Beschäftigungsmöglichkeit in Ostpreußen fanden.

Hinzu kommt, daß das Deutschtum in Westpreußen auf dem Lande etwa zu 60 v. H. und in der Stadt sogar bis zu 90 v. H. durch die polnische Ausrottungspolitik verringert worden ist. Berücksichtigt man nun die mit deutscher Initiative begonnenen Bevölkerungsschübe, die für Westpreußen und Posen eine Stärkung des Deutschtums und zum Schluß die völlige Wiedereindeutschung der Gebiete beabsichtigen, wobei im Reichsgau Danzig-Westpreußen allein fünf Millionen Menschen leben und arbeiten sollen, dann wird man das erwähnte Problem der Konsumkraft nur in engstem Zusammenhang mit einem staatlich gelenkten Arbeitseinsatz und einer staatlich gelenkten Kapitalbewegung betrachten können. Wir wollen uns keinem Zweifel darüber hingeben, daß die Meisterung dieser Aufgabe sehr schwierig ist. Sie wird erleichtert, je rascher die Neubefiedlung des Gebietes verantrieben wird. Als vorläufiges Regulativ des volkswirtschaftlichen Kräftespiels ist außerdem noch das polnische Element als

billige und anspruchslose Arbeitskraft vorhanden, welches für allgemeine volkswirtschaftliche Erfordernisse wie Straßenbau usw. sowie in der Landwirtschaft herangezogen werden kann.

Nichtsdestoweniger steht heute schon fest, daß die eingangs erwähnte, von Danzig ausgegangene Industrialisierung allgemein eine viel stärkere Konsumfähigkeit der Reichsgau-Bevölkerung geschaffen hat, als sie vor 1913 im ehemaligen Westpreußen festzustellen war. Eine Einleitung zu weiteren Maßnahmen auf dem Wege der Hebung der Lebenshaltung der deutschen Bevölkerung im Reichsgau bildet die Absicht des Preiskommissars, Löhne und Preise in gleitender Skala von der früheren polnischen Berechnung über die frühere Danziger Lohn- und Preisgestaltung auf das reichsdeutsche Lohn- und Preisniveau zu bringen.

Die Erfolge bei der wirtschaftlichen Erschließung des Reichsgaus werden sich natürlich auch auf finanzielle Zuschüsse stützen müssen. Die Einschaltung sämtlicher volkswirtschaftlicher Potenzen aber, insbesondere der Industrien in den Arbeitsprozeß würde die Dauer der finanziellen Sonderleistungen wesentlich beschränken. Obgleich gewiß heute noch nicht gesagt werden kann, wie lange der Reichsgau finanzielles Zuschußgebiet bleiben wird, muß in diesem Zusammenhange auf den von dem Reichsstatthalter Albert Forster vertretenen Ehrgeiz der Danziger und volksdeutschen Bevölkerung hingewiesen werden, welcher es so bald wie möglich erreichen will, daß der Reichsgau sich aus eigener Arbeitsleistung im Wettbewerb von Landwirtschaft, Handel, Handwerk und Industrie finanziert. Im übrigen dürfte auch dieses Finanzproblem lange nicht mehr die Bedeutung haben, die es im privatkapitalistischen Deutschland der Vorkriegszeit hatte. Im nationalsozialistischen Reich steht die Arbeit im Vordergrund des volkswirtschaftlichen Geschehens und nicht das Kapital.

Zu den wesentlichsten Voraussetzungen dieser soeben allgemein skizzierten Erfordernisse und Aufgaben gehört unzweifelhaft die verkehrsmäßige Erschließung des Reichsgaues Danzig-Westpreußen. Vor dem Kriege 1914—1918 erfolgte die

in den modernen Nationalstaaten übliche Entwicklung des volkswirtschaftlichen Gefalles, ausgehend von dem westdeutschen Industrialisierungsprozeß und einmündend in den ostdeutschen agrarischen Sektor, zu dem die ostdeutschen Agrarprovinzen Pommern, Ostpreußen, Westpreußen, Posen und Schlesien gehörten, welche zu einander in einem arbeitsteiligen Austauschverhältnis standen, darüber hinaus bald an den großen westdeutschen Markt durch ein dichtes Verkehrsnetz angeschlossen wurden. Es entwickelte sich über die Eisenbahn und die beiden Flußwege Oder und Weichsel ein gesteigerter westlich-östlicher Verkehr, der zu polnischer Zeit seit 1926 gänzlich einschloß und endgültig abgeriegelt werden sollte durch den Bau des Warthe-Goplo-Kanals, welcher das Warthegebiet von der Odermündung lösen und Posen unmittelbar mit Gdingen verbinden sollte. Auch der Binnenschiffahrtsweg der Neze wurde von dem polnischen Staate, der seinen Verkehr ausschließlich auf die Nord-Süd-Richtung umgestellt hatte, lahmgelegt. Damit war auch der Verkehr der ostdeutschen Provinzen untereinander, wie er in der Vorkriegszeit bestand, völlig unterbunden.

Heute nach der Wiederherstellung der alten Verkehrsbeziehungen wird sich über den Reichsgau Danzig-Westpreußen wieder ein erfreulicher West-Ost-Verkehr gestalten lassen, der zudem im Zeichen der Motorisierung und der Autostraßen ganz andere Ausweitungsmöglichkeiten bietet, im besonderen aber die Verkehrsverflechtung der ostdeutschen Gauen wieder zutage treten lassen wird. Inwieweit jedoch der frühere Zustand der agrarischen Zusammenarbeit erneuert werden kann, hängt von dem Maße der wirtschaftlichen Strukturwandlungen ab, die besonders im Reichsgau Danzig-Westpreußen festzustellen sind. Man wird daher besser daran tun, unbeeinflusst von den Vorkriegszuständen die Neuordnung des ostdeutschen Raumes nach den Erfordernissen des Tages vorzunehmen. Das bedingt u. a. neben der West-Ost-Orientierung auch eine Berücksichtigung der nord-südlichen Verkehrsrichtung, welche schon vor dem Kriege Schlesien und Posen mit Danzig verband und heute (siehe

Kohlenmagistrale) stark ausgebaut worden ist. Das Vorhandensein dieses Verkehrs-kreuzes im Raume des Reichsgaues, welches durch den in Bromberg einmündenden Mittellandkanal um eine vorzügliche Schiffsfahrtsstraße auf der Elbe nach Westdeutschland erweitert wird, schafft dem Reichsgau eine verkehrspolitische Wichtigkeit, die sich auf den ganzen Ostrom Europas erstreckt. Noch weitere verkehrstechnische Momente sind sehr aufschlußreich. Die Nogat besorgt den Anschluß an das ostpreußische Kanalsystem, die neue Reichsautobahn, zu der der erste Spatenstich Anfang Oktober 1939 bereits getan wurde, schließt das Danziger Straßennetz an das pommerische wie an das ostpreußische an, beide Faktoren schaffen so neue Verkehrsverflechtungen, die allen ostdeutschen Gauen zugute kommen werden. Nicht zuletzt liegt ein guter verkehrspolitischer Trumpf in der Tatsache, daß der am besten erhaltene Teil der Weichsel, die heute in ihrer vollen Länge ein deutscher Strom geworden ist, im Bereiche des Reichsgaues liegt. Eine resolut vorgenommene Regulierung des Wasserstraßennetzes der Weichsel eröffnet große verkehrspolitische Perspektiven, die sich bis in den russischen Raum hinein verfolgen lassen.

Diese günstige Lage des Reichsgaues wird noch stärker herausgestellt durch den Hinweis auf sein seewärtiges Ausfallstor Danzig-Gotenhafen, das mit einer jährlichen Umschlagkapazität von zusammen 24 Millionen To. (davon Danzig rund 15 Millionen To. und Gotenhafen 9 Millionen To.) bei weitem an der Spitze der Ostseehäfen steht und sowohl für den Danziger Eigenhandel mit anderen Ländern wie vornehmlich im Dienste des großdeutschen Seehandels arbeiten wird. Darüber hinaus ist für diese Hafengemeinschaft noch der Transitverkehr aus Rußland bedeutsam.

Zusammenfassend kann also festgestellt werden: Der neue Reichsgau Danzig-Westpreußen ist durch seine harmonische Angleichung des industriellen Sektors an das agrarische Hinterland für eine Selbstversorgung in gewissen Grenzen geeignet. Das ist aber durchaus kein Hindernis für seine

eigentliche Aufgabe, agrarisches Überschußgebiet für den deutschen Binnenmarkt zu sein. Die bereits begonnene Besiedlung des Gaues zur Verstärkung des bisherigen leistungsfähigen volksdeutschen Arbeitsträgers, der sich trotz der polnischen Ausrottungspolitik zu behaupten verstanden hat, wird rund fünf Millionen Deutschen in etwa zehn Jahren mit einer auskömmlichen und erweiterungsfähigen Existenzgrundlage ausstatten. Um dies zu erreichen, ist nicht nur die bäuerliche Siedlung, sondern im besonderen Handwerk, Handel und Industrie zu pflegen und zu entwickeln. Vornehmlich die Industrialisierung erweist sich als stark bevölkerungsbindend. Der Ehrgeiz der Reichsgau-Bevölkerung zielt darauf ab, aus eigener Kraft und Arbeitsleistung dem Reich später einmal finanzielle Zuschüsse für die Erschließung des Reichsgaues zu ersparen, obwohl sie für die nächsten zehn Jahre unumgänglich notwendig sind. Nicht zuletzt ist es der durch den Gau-leiter und Reichsstatthalter Albert Forster mehrfach geäußerte Wille der Bevölkerung, die dem früheren polnischen Staate eigene unnatürliche Ost-West-Bewegung der polnischen Bevölkerungsteile zum Stillstand zu bringen und die klaren ethnographischen und kulturellen Grenzen, die bei den früheren preußischen Teilgebieten immer bestanden haben, jetzt zu ihrem Teil endgültig verhärten zu lassen.

Der Begriff Pommerellen, eine Erinnerung an die Zeit des Niederganges, ist zu einer historischen Feststellung geworden, die heute keinen aktuellen Sinn mehr in sich schließt. Ein neuer Begriff der großdeutschen Verwaltungseinheit ist unter dem Nationalsozialismus geboren worden, der Reichsgau Danzig-Westpreußen, der damit die Tradition, die das alte bewehrte Danzig in seiner Vorpostenstellung für das Deutschtum im Osten Jahrhunderte hindurchgehalten hat und halten wird, nun verbindet mit der inneren Verpflichtung, die innere Landschaftseinheit Westpreußens, jener alten deutschen Provinz, die nun über allen Terror, alle Not und Schwierigkeiten hinausgehoben ist, neu zu gestalten.

## Kaiser Friedrich Barbaroffas siegreicher Feldzug gegen Polen

Es war im Sommer des Jahres 1157, als der junge Stauferkaiser Friedrich, den die Deutschen den Rotbart, die Italiener Barbarossa nannten, in einem Dorf bei Posen, Krzyskowo, nach einem „Blitzkrieg“ sondergleichen die Unterwerfung Polens entgegennahm. Hier war im deutschen Feldlager des Kaisers Zelt aufgeschlagen, und vor ihm erschien Herzog Boleslaw, um Gnade bittend. Es war eine historische Stunde. Wie war es zu ihr, wie zu dem Feldzug gegen Polen gekommen?

Polen befand sich seit langem in einer wenn auch lockeren Abhängigkeit vom Reich; es war verpflichtet, alljährlich eine Geldabgabe zu entrichten, aber Herzog Boleslaw entzog sich nicht nur der Oberherrlichkeit des Reiches und verweigerte den Tribut, sondern ließ sich auch sonst Feindseligkeiten zuschulden kommen. Wir sehen in ihm einen der schon damals häufigen Vertreter der Feindschaft gegen das Deutschtum.

Unter seinen Brüdern war einer, der sich völlig der deutschen Hochkultur ergeben hatte, Wladislaus, Herzog von Schlesien. Dieser, mit einer Stauferin vermählt und durch sie der Schwager Kaiser Konrads III., hatte den ganzen Haß seines Bruders Boleslaw zu spüren bekommen. Boleslaw wollte Schlesien besitzen, aber Wladislaus, der deutscher Ritter geworden war, und die Kinder, die ihm die deutsche Gattin Agnes geboren hatte, deutsch erzog, wehrte sich, und so kam es zum Kampf. Er mußte dem Bruder weichen, wurde vertrieben, und Schlesien geriet in Gefahr, für immer die Beute Polens zu werden. Wladislaus wandte sich mit den Seinen nach Deutschland und fand hier, nahe der schlesischen Grenze, Zuflucht. Ernsthafte Hilfe vermochte Konrad III. seinem Schwager nicht zu bringen, und Boleslaw triumphierte.

Es war die Zeit, in der sich Schlesiens Schicksal und Zukunft entscheiden mußte — und entschied. Denn Boleslaw hatte zu früh triumphiert: nach Konrad III. kam ein anderer auf den deutschen Thron, Friedrich I. Barbarossa.

Wenn dieser kühne, von gewaltigen Planungen erfüllte Mann zunächst auch nach Italien zog, um dort nach nun bereits mehrhundertjähriger Überlieferung die römische Krone zu erwerben und seine kaiserlichen Rechte geltend zu machen, so vergaß er doch die Unbotmäßigkeit des Polenherzogs nicht und empfand dessen Verhalten als Schimpf gegen das Reich. Im Jahre 1155 war er erfolgreich und vom Papst zum Kaiser gekrönt nach Deutschland heimgekehrt, und schon 1157 entschloß er sich, dem auffässigen Polenherzog seine Macht zu zeigen. Es werden Verhandlungen vorhergegangen sein, um Boleslaw an seine Pflicht gegen das Reich zu erinnern — doch vergeblich. So mußte das Schwert entscheiden. Das deutsche Schwert ward gegen Polen gezogen.

Damals begann der deutsche Zug in den altgermanischen Ostraum. Wo einst Goten, Burgunder und Wandalen gestedtelt, wo jahrtausendlang Menschen unseres Blutes und unserer Art Heimat gehabt, sollte von neuem, aus deutschem Wollen und deutscher Leistung heraus, germanische Heimat werden. Schon König Heinrich I., schon Kaiser Otto der Große hatten Ostpolitik großen Stils getrieben und sich dem Raum deutscher Zukunft zugewandt; dann war, nach manchem Rückschlag, wieder ein Sachse, Kaiser Lothar gekommen und hatte die Fahnen des Deutschtums ostwärts getragen. Unter und nach ihm kolonisierten die fürstlichen Geschlechter der Schauenburger, Askaniern, Wettiner und Welfen im Ostland, und als Friedrich Barbarossa Kaiser war,

standen im Brennpunkt der Ostarbeit Männer wie der brandenburgische Markgraf Albrecht der Bär, der Magdeburger Erzbischof Wichmann und der Bayern- und Sachsenherzog Heinrich der Löwe, Lothars Enkel. Der deutsche Ritter und Bauer folgte dem Ruf des Ostens, und von Flandern her klang vielleicht damals schon das Lied auf: „Nach Ostland wollen wir reiten . . . frisch über die grüne Heide . . . da ist das Land so schön!“

In Goslar hielt Barbarossa 1157 Hoftag. Hier stießen zu ihm Albrecht der Bär und Wichmann von Magdeburg, die gerade einen siegreichen Strauß mit ihren slawischen Nachbarn ausgefochten hatten. Sie konnten dem Kaiser von ihren Erlebnissen und Erfahrungen berichten. Dann ging es nach Halle an der Saale, wo sich das Kriegsheer sammelte, die Aufgebote und Gefolgshaften sächsischer, thüringischer und anderer Fürsten, Grafen und Bischöfe. Heinrich der Löwe stellte sich zum Heerzuge, ferner Dietrich von der Lausitz, Landgraf Ludwig von Thüringen, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, die Erzbischöfe Wichmann von Magdeburg und Hartwich von Bremen, die Bischöfe von Merseburg, Verden, Hildesheim, Würzburg, Bamberg und Meissen, der Abt von Fulda sowie zahlreiche andere weltliche und geistliche Herren mit ihren Rittern und Mannen. Sie brannten darauf, den Schimpf, den Polen seit Jahren dem Deutschtum angetan, zu vergelten und das Recht des Reiches auf den Ostraum wiederherzustellen.

In diesem Augenblick erschienen plötzlich Abgesandte des Herzogs Boleslaw in Halle. Sie gaben vor, im Auftrage ihres Herrn zu verhandeln. Aber sie waren nur zu billigen Versprechungen bereit; von ernsthaften Verhandlungen war keine Rede — es scheint, als wollten sie nur Zeit gewinnen und die Pläne des Kaisers erkunden. Als sie ihr Ziel erreicht hatten, ritten sie wieder davon und unterrichteten ihren Herrn über die deutschen Absichten. Anscheinend haben sie auch erfahren, wohin sich der Stoß des deutschen Heeres richten würde — man hielt solche Dinge damals wenig geheim, denn auch ein Krieg galt als ein ritter-

licher Zweikampf im Großen, leider allerdings nur dort, wo Ritterfittē Geseh war, nämlich bei den Deutschen.

Eines mußte Boleslaw erkennen: dem deutschen Heer war er nicht gewachsen. Aber er meinte, einen anderen Verbündeten zu haben, an dem bisher noch jeder Gegner Polens gescheitert war: den Raam. Am Raam, an der Weiträumigkeit Polens, an den Verpflegungsschwierigkeiten, am Hunger sollten nach dem Willen Herzogs Boleslaws die Deutschen scheitern. Er war seiner Sache völlig sicher. Aber er hatte mit einem nicht gerechnet: mit Friedrich Barbarossa — mit dem Führer der Deutschen.

Am 4. August 1157 marschierte das deutsche Heer, in Richtung auf die Oder. Hier sperrten zwei Wallburgen den Übergang, (Glogau und Beuthen<sup>1)</sup>). Außerdem hatten die Polen mächtige Verhaue und Weghindernisse angelegt. Es war ähnlich wie 1939 an der Grenze, und es hatte ebensowenig Erfolg. Die Sperren wurden beseitigt, das Heer stand am Strom. Ob man auf sommerliches Niedrigwasser oder das Auffinden einer Furt gehofft hatte? Auf dem anderen Ufer wartete gerüstet und abwehrbereit das polnische Aufgebot. Hätte es nicht ein Leichtes sein müssen, die den Strom durchschwimmenden Deutschen zurückzuschlagen und am Erreichen des Ostufers zu hindern? „Alle Krieger brannten so heftig darauf, den Fluß zu überqueren, daß sie sich in die tiefen Strudel stürzten!“ So schrieb der Kaiser an einen seiner diplomatischen Berater, den Abt Wibald von Stablo und Corvey, indem er ihm nach Beendigung des Feldzuges eine höchst lebendige Schilderung der militärischen und politischen Geschehnisse gab. In der von Abt Wibald überlieferten Briefsammlung ist auch der Brief Barbarossas erhalten — ein aufschlußreiches Dokument.

Auf schnell zusammengesetzten Flößen, auf Baumstämmen und irgendwelchen einen Halt gebenden Gegenständen setzten die einen, auf ihren Pferden oder einfach schwimmend die anderen hinüber. Die Polen erfaßte Furcht, sie wagten selbst in dieser für sie so günstigen Lage keinen Kampf mit den Waffen. Die Deutschen aber hatten die ersten Hinder-

<sup>1)</sup> Beuthen an der Oder, nicht Beuthen in Oberschlesien.

nisse besiegt und folgten den südostwärts, d. h. oderaufwärts weichenden Feinden. Vorher hatten die Polen Glogau und Beuthen verbrannt, damit die Deutschen hier keine Stützpunkte fänden. Und nun sollte — so wollten sie es — der Raum die Entscheidung bringen, die Weite des Raumes und der Hunger. Ihr Rückzug war daher keine eigentliche Flucht, sondern hatte, auf ihr Feldzugsziel gesehen, einen strategischen Sinn.

Zunächst also blieb das Heer des Kaisers, dem sich vor Glogau das böhmisch-mährische Aufgebot angeschlossen hatte, dem Gegner auf den Fersen. Aber bald zeigte es sich, welchen Kriegsplan Boleslaw hatte. Er ließ sich zu keinem Kampfe zwingen, wich ständig aus und legte zwischen sich und die Deutschen eine Einöde: er verbrannte die Dörfer, die Ernten, trieb das Vieh fort — die Deutschen sollten, immer weiter von ihrer Operationsbasis fortgelockt, ohne die Möglichkeit einer Verproviantierung dem Hunger ausgeliefert und zu schimpflichem Rückzug gezwungen werden! In dieser wohl schnell erkannten Situation faßte Barbarossa einen Entschluß von außerordentlicher Kühnheit. Er kehrte zwar um, doch nicht zur Heimkehr nach Deutschland, sondern zu einem Vorstoß in das Herz des polnischen Staates. Ohne Rücksicht auf seine Rückzugslinien führte der Kaiser sein Heer, das schon in der Nähe von Breslau angelangt war, in einer jähen Nordschwengung in das damalige Zentrum der polnischen Machtstellung, auf Posen zu.

Das hatte Boleslaw nicht erwartet. Er hatte nur mit der einen Möglichkeit gerechnet, daß nämlich die Deutschen, am Raum und Hunger ermattend, so schnell als nur denkbar über die Oder zurückgehen würden. Aber er hatte sich geirrt. Und noch ein zweiter Irrtum war ihm unterlaufen. Er hatte es so eingerichtet, daß Schlessen, dessen Besitz ihm ja noch nicht sicher war, die Last und Not des Krieges tragen sollte; deshalb ließ er bedenkenlos das Land verheeren — Polen selbst aber sollte geschont werden! Jetzt trat jedoch das Umgekehrte ein: das deutsche Heer löste sich aus dem schlesischen Raum und zog nach Polen, in eine vom Krieg bisher verschonte, reichste Verpfle-

gung bietende Landschaft. Außerdem wandte Barbarossa nunmehr die polnische Kriegsführung gegen die Polen an — er kehrte die Waffe um, er nahm Raum und Hunger als Bundesgenossen in Pflicht, und er hatte Erfolg.

So blieb Boleslaw nichts anderes übrig, als nun auch nordwärts zu marschieren. Aber da fand er verwüstete Felder, weiter nichts. Er erkannte, daß der Kaiser das Gesetz des Handelns an sich gerissen hatte. „Wir verheerten fast ihr ganzes Land mit Feuer und Schwert“, schrieb Barbarossa an Abt Wibald. Er war der Sieger geblieben. In Eilmärschen ging es auf Posen zu, und Boleslaw, der die Vernichtung vor Augen sah, gab sich Mühe, schnellstens den Kaiser zu erreichen und seine Unterwerfung anzubieten. Jetzt war er selber dem Raum und dem Hunger nicht gewachsen, und überdies mußte er befürchten, bei weiterem Widerstand seine Herrschaft zu verscherzen. Daß er keinen Waffengang mit den Deutschen herausfordern durfte, wußte er. So bat er um Gnade.

Bei Krysnowo, wie schon erwähnt, erreichte er als Bittender und Büsser das kaiserliche Heer. Seine Boten waren ihm vorausgeritten. Sie wandten sich an einige der deutschen Herren und baten um Vermittlung. Wie immer waren auch diesmal die Deutschen nach dem Siege zur Verzeihung bereit — eine Großmut, die im deutschen Wesen liegt, von den Gegnern aber nicht immer richtig verstanden wird. So auch damals, denn im Herzen war Boleslaw schon zu neuem Abfall bereit. Aber äußerlich gab er nach; ihm kam es zunächst nur darauf an, die verhaßten Deutschen aus dem Lande zu bekommen.

So erschien er vor dem im kaiserlichen Zelt errichteten Thron, ohne Rüstung und herzoglichen Schmuck, barfuß, als Zeichen der Ergebung das bloße Schwert vor sich tragend. Kniend leistete er den Eid auf die Bedingungen des Friedens, die er aus dem Munde des Kaisers vernahm. Wir kennen sie aus dem Bericht, den Barbarossa seinem Vertrauensmann, dem Abt Wibald, übersandte. In ihrer Reihenfolge sind sie für die Anschauungen und politischen Gepflogenheiten der Zeit äußerst bezeichnend.

Zuerst mußte überhaupt eine Verhandlungsgrundlage hergestellt werden. Wenn Boleslaw mit Absicht die Ehre des Reiches, dem er untertan war, verlehrt hatte, so war es für den Kaiser unmöglich, ihn zu empfangen. Er mußte sich demnach vor allem von dem Verdacht reinigen, die Hoheit des Reiches mit Wissen gekränkt zu haben. Die Vertreibung seines Bruders Wladislaw aber, der ein Schwager Konrads III., ein Oheim Barbarossas, ein Verwandter der Staufer war, konnte über den Familienzwist hinaus eine solche Kränkung bedeuten. Deshalb lesen wir in dem kaiserlichen Brief: „Zuerst schwor Boleslaw für sich und alle Polen, er habe seinen Bruder Wladislaw nicht vertrieben, um das Römische Reich zu beleidigen.“ Somit war die Ehre des Reiches wiederhergestellt, und nun erst konnte der Kaiser, der für sie verantwortlich war, in die Erörterung der sachlichen Dinge eintreten.

Hier stand an erster Stelle die Rückerstattung der in vielen Jahren schuldig gebliebenen Tribute, der Ersatz der Kriegskosten und eine Strafe. „Sodann“, schrieb der Kaiser an Wibald, „gelobte er uns 2000, den Fürsten 1000, unserer Gemahlin 20 Mark Goldes, dem kaiserlichen Hofe aber zur Strafe für sein Nichterscheinen 200 Mark Silbers“<sup>2)</sup>.

Weiterhin mußte erwiesen werden, ob sich Boleslaw fortan wirklich als Lehnsman des Kaisers zeigen, die Oberhoheit des Reiches anerkennen und sich seinem Spruch unterwerfen wolle. Ja, er wollte es, oder vielmehr: er tat so, als ob er es wolle. Wir lesen: „Er gelobte ferner seine Beteiligung am nächsten Italienzuge und zu Weihnachten sein persönliches Erscheinen in Magdeburg, um hier den Streit mit seinem Bruder auszugleichen.“ Durch diesen Eid, den er schon im Augenblick der Ableistung zu brechen gewillt war, erkannte er seine Verpflichtung zur Heeresfolge und die richterliche Gewalt des Kaisers in der schlesischen Frage an. Hiermit war die sachliche Regelung der solange ungeklärten Fragen erreicht, und nun erst konnte man zur Wiederherstellung auch seines persönlichen Verhältnisses zum Kaiser schreiten.

Er wurde, nachdem er alle Forderungen zu erfüllen gelobt, zum Treueid zugelassen und so das alte Vasallenverhältnis erneuert. Nach den bisherigen Erfahrungen aber traute man ihm nicht und verlangte die Stellung vornehmer Geiseln, darunter des ihm politisch nahestehenden Bruders Kasimir. „Dann leistete er“, heißt es in Barbarossas Bericht, „den Treueid und stellte seinen Bruder Kasimir und andere Große seines Landes als Geiseln für die Erfüllung seiner Versprechungen. Wir aber kehrten unter Gottes Geleit mit Ruhm in die Heimat zurück.“ Der Feldzug war sieg- und erfolgreich zu dem vom Kaiser gewünschten Ziel geführt worden.

Zwar stellte Boleslaw die Geiseln, doch verweigerte er unter Vorwänden den Tribut, erschien nicht in Magdeburg und nahm auch an Barbarossas nächster Romfahrt nicht teil. Der Kaiser war durch seine Italienpolitik so in Anspruch genommen, daß er sich im Augenblick um die Dinge im Osten nicht zu kümmern vermochte — und damit hatte Boleslaw gerechnet. Aber auch diesmal sollte er sich geirrt haben. Der Kaiser vergaß nichts, und es kam die Stunde, da der Polenherzog sich endgültig beugen und — für ihn besonders schmerzlich! — den lange rückständigen Tribut zahlen mußte. Er konnte sich wohl zeitweise gegen Deutschland auslehnen, aber dann war es damit vorbei, und er wich einer zweiten Niederlage durch rechtzeitige Unterwerfung aus. Von geschichtlicher Bedeutung wurde es, daß er das geraubte Schlesien herauszugeben gezwungen wurde! Wohl war der vertriebene Wladislaw gestorben; das Erbe aber fiel an seine Söhne, in deren Adern von der Mutter her stauisches Blut floss. Die jungen Pfaffen waren völlig deutsche Ritter, und nun begann durch ihren und ihrer Nachfolger Einfluß der Einzug der deutschen Kultur in das schlesische Land. Bauern und Ritter, Zisterziensermonche, Kaufherren, Handwerker und Bergknappen kamen und bauten in der Hingabe ganzer Geschlechter das deutsche Schlesien auf. Diese Rückführung des alten germanischen Silingerlandes in den großdeutschen

<sup>2)</sup> Unter Mark wurde damals ein Gewicht von etwa einem halben Pfund verstanden; Boleslaw verpflichtete sich also zur Zahlung von 1½ Zentner Gold und 100 Pfund Silber.

Raum war nur möglich geworden, weil Barbarossa durch die militärische und politische Zurückweisung der polnischen Ansprüche die Grundlage dafür geschaffen hatte. Jene Siegesstunde vor Posen und die spätere Durchsetzung der deutschen Oberhoheit über Polen hatte sich für den Ostraum als schicksalhaft erwiesen.

Über Barbarossas Romzügen und seiner Unglücksfahrt ins heilige Land, auf der er erkrankt, ist der siegreiche Feldzug in den Osten meist unbeachtet geblieben; man weiß und liest nur wenig von ihm. Und dabei ist er von bleibender Bedeutung gewesen, während die Ergebnisse seiner Südpolitik nur von begrenzter Dauer waren. Das hat kein Geringerer als Deutschlands größter Historiker, Leopold von Ranke, erkannt. Er nennt den Zug von 1157 den „in manchem Betracht wichtigsten, den der Kaiser ausgeführt hat“, eine Unternehmung, „die unter den Taten Friedrich I. kaum erwähnt wird, die aber von allen seinen Heerfahrten die wirksamste geblieben ist. Es liegt in ihr die Vollendung der 230 Jahre früheren Unternehmung Heinrichs I.“. Ranke weist auf die nun machtvoll einsetzende Ostkolonisation hin, auf

die Taten Albrechts des Bären und Wichmanns von Magdeburg. „Brandenburg ist seitdem bei den Deutschen geblieben“, so schreibt er; „ferner geschah es, daß die Söhne Wladislaus' in Schlesien eingesetzt wurden. Der eigentliche historische Grund dafür, daß Schlesien unter piastischen Fürsten deutsch geworden ist, liegt darin, daß diese Fürsten durch einen deutschen Kaiser mit deutscher Hilfe eingesetzt worden sind.“

Wenn das nur seltene, dann allerdings durchgreifende Zusätze des großen Staufers schon solche Erfolge zeitigen konnte, dann kann man sich vorstellen, in welcher Weise die Ostarbeit unseres Volkes gefördert worden wäre, wenn der Kaiser seine Kraft und sein Genie an diese Aufgabe statt an den Süden gewandt hätte. Die Ostbewegung wäre zu ihrem Endziel, der Wiedergewinnung des gesamten altgermanischen Ostraumes, gelangt, und Rückschläge, wie sie dann eingetreten sind, wären kaum möglich gewesen. Ein Spruch aus jener Zeit sagt:

„Hinrik de Leuw und Albrecht de Bar,  
Darto Frederik mit dem roden har,  
Dat waren drie hêren,  
De kunden de welt verkêren.“

## Kriegergräber im Ostland

Siehe, sie liegen  
Weitgezogener Wachtring rings um die Erde,  
Die sie fallend mit ihrem Blute tränkten,  
Bruder und Feind, ausruhend vom niemals ruhenden  
Kampf um das Ostland.

Goch in den Wolken  
Schweben die silbernen Ketten junger Flieger,  
Schweben die Ketten wandernder Vögel vorüber.  
Aus der dunklen Forst, aus Wiesenhängen und Saaten  
Blinken die Seen, glänzend wie Silbergeschmeide  
An dem Nacken der Skomandstochter.

Und es grüßen die oben  
Schlanke Kreuze, hochragend auf sonnigem Hügel,  
Grüßen die Reihen der Kreuze im Steinwall. Die Adler  
An der Pforte der Gärten, der grün umhegten,  
Wo sie schlafen, beieinander gebettet,  
Besiegte und Sieger.

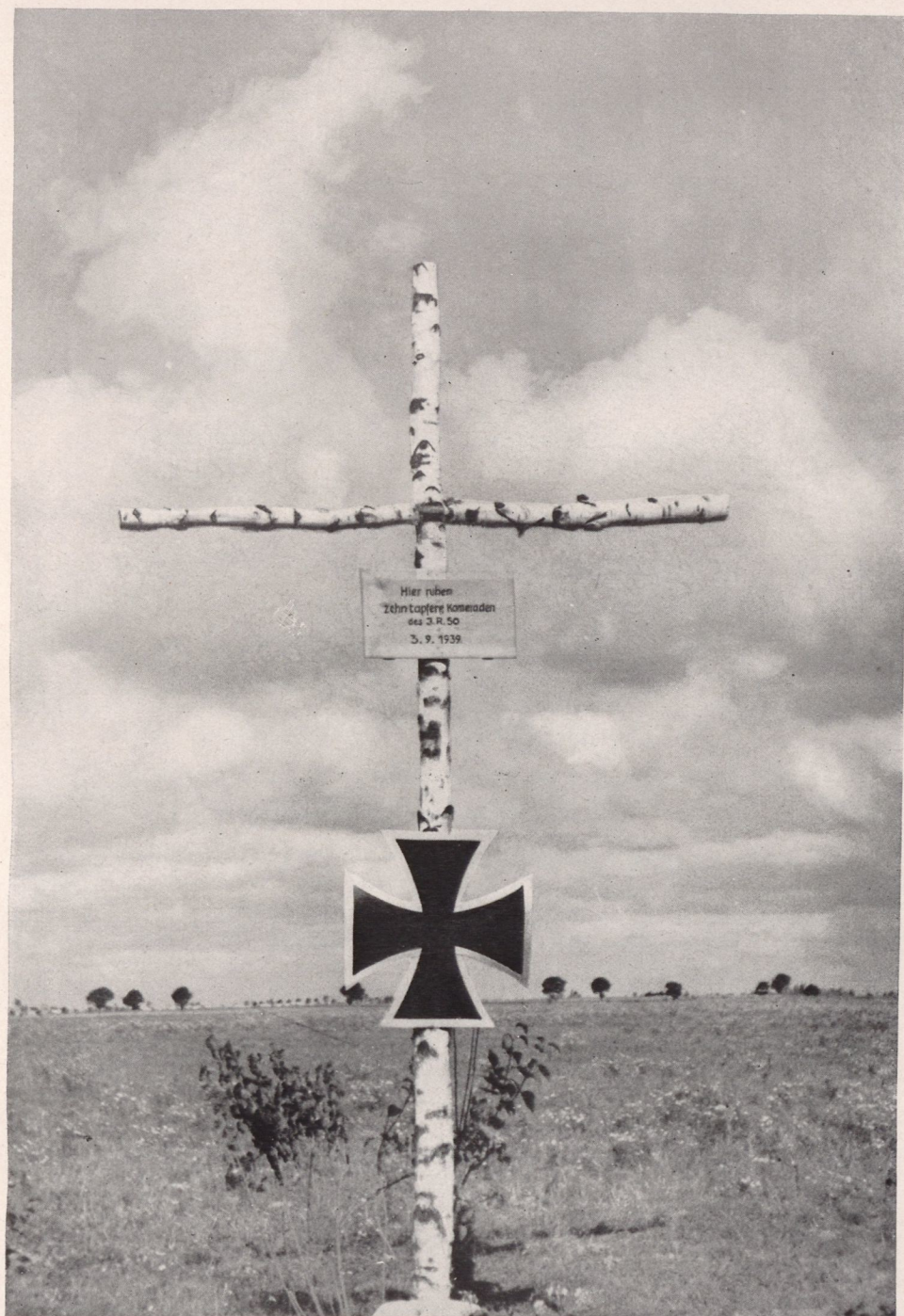
Wandernder Jugend  
Singen hallt her und verstummt vor den Gräbern.  
Junge Augen lesen die Namen der Jugend  
Die ihr Leben hingab, um ihnen zu wahren,

Freien die freie Heimat, — und lesen den Namen  
Ruhmreicher Regimenter, aufrauschend wie Fahnen,  
Und die Namen Versippter, Väter und Brüder,  
Schweigendes Heer, im Tod noch hütend den heiligen  
Acker der Enkel.

Oder im Walde, —  
Aus dem dunklen Geäst starrt ihnen der Uhu  
Golden entgegen, es leuchten Schwämme und Moose  
Um das kunstlose Gitter des farnkrautumgrüntes  
Einsamen Grabs, — taucht leuchtend aus lautlosem Dunkel  
Vor ihnen auf des Jünglings, des Erstgefallnen  
Heldengestalt,

Wie des unbekanntnen  
Kriegers Vaterantlitz. Sie fanden im Felde  
Unter den wispernden Ähren sein blumenbuntes  
Grab mit dem Holzkreuz. Vom neuerstandenen Hofe  
Um den Giebel freisten im Abendlichte  
Schimmernd die Störche, klang das Dengeln der Sensen,  
Und es fährten langsam die braunen Gespanne  
Heim vom Felde.

Durch die goldne  
Lichte Dämmerung sangen oben die Lerchen,  
Sang der Wind in den dunklen Kronen der Linden  
An den Straßen, darüber die Heere zogen  
In die Schlacht, bereit zum Sieg oder Tode,



Soldatengrab in Westpreußen



Drüber sie zogen, Tote und Lebende, alle zusammen  
Zu den Purpurtürmen des mächtigen Ringwalls,  
Ihren greisen Feldherrn zu grüßen, der wiederkehrte  
Zeim zu den Seinen.

Über ihnen

Über den Stummen und über den arbeitsmüden  
Lebenden singt der Wind des grünen Ostlands  
Ewiges Lied, das Lied seiner schicksalsbestimmten  
Göttlichen Sendung:

Bollwerk zu sein und Deich in unendlicher Ebene  
Grünem Meer und Schwelle von Abend zu Morgen.  
Tenne, drauf Gott, der Mäher, die Völker worfelt,  
Scheune, daraus er sie speist, und heilige Rennbahn,  
Wo vor ihm sie ringen im herrlichen Wettkampf,  
Wo er die Besten erwählt, zu opfern den Brüdern  
Blut und Leben, daß wieder aus ihnen  
Beste wenden den Pflug und zu nährendem Acker  
Wandeln das Schlachtfeld!

Agnes Miegel

Mit freundlicher Genehmigung des Verlages Gräfe & Unzer, Königsberg,  
entnommen aus: Max Dehnen und Walter Raschdorf, Heldenriedhöfe in  
Ostpreußen. Königsberg 1939.

# Land an der Memel

Von Kurt Kuberzig

Zwischen Eißeln und Schreitlaufen, dort, wo der Strom die Willkischer Höhen durchschneidet, sah ich die Memel zum erstenmal. Von den steil abfallenden bewaldeten Uferhöhen aus streifte mein Blick über das breite Durchbruchstal, in welchem der Strom träge zwischen den Wiesen dahinsloß.

Wasser bergen die Kraft, welche die Landschaft gestaltet, Ströme sind die Adern, die das Land durchfluten und sein Leben bestimmen. In der Niederung, die westlich der Stadt Tilsit beginnt und sich bis zum Kurischen Haff erstreckt, schweift das Auge von den Deichen aus weithin über das ebene Land, und wir vermögen zu ermessen, wie sehr der Strom das Schicksal der Niederung und seiner Bewohner bedingt.

Weite ist über diesem Raum, Weite des Himmels und des ebenen Landes, das sich zwischen den fernen Horizonten dehnt. Stromland, Deiche, die den fruchtbaren Boden schützen, Wiesen, auf denen der Wind Wellen treibt in dem kniehohen Gras, Gehöfte, bucklichte Weiden und hier und dort auf einer kleinen Anhöhe eine einzelne Mühle bannen den Blick. Wolken treiben dahin — wie leblos wäre das Land oft ohne sie. Auf dem Strom aber ziehen die Schlepplüge mit den Triften zusammengespaltener Baumstämme stromab, mühen sich Rähne mit geblähten Segeln den Städten zu, gleiten langsam, so daß das Auge ihre Bewegung kaum zu empfinden vermag, und ihre Segel stehen oft stundenlang unter dem Himmel, dessen Bläue zu verdämmern beginnt.

Alles, was der Bewohner der Niederung besitzt, verdankt er dem Wasser. Das Wasser schuf das Land, und der Bauer bestellt es. Haff und Strom sind reich an Fischen, und die Fischer fahren hinaus, den Reichtum zu bergen. Ihre Reitelfähne heben sich düster gegen den hellen Himmel ab; es sind schwere, sturmfeste Boote, welche der Landschaft zuge-

hören. Hoch auf ragt ihr Bug, ihre aus Holz geschnittenen, buntbemalten Kurenwimpel leuchten über den braunen Segeln.

Das Land ist fruchtbar; aber was der Strom geschenkt hat, das muß der Bauer gegen ihn behaupten. Wenn im Frühjahr der Schnee schmilzt, türmen die sich stauenden Schmelzwasser die andrängenden Schollen vor den vereisten Mündungsarmen der Memel zu Bergen auf. Oft leitet Westwind das Tauwetter ein; dann drückt das Wasser des Haffs in den Strom zurück und gefährdet das Land. Deiche und Schleusen schützen es. Die Bewohner des schmalen Landstrichs zwischen der eingedeichten Niederung und dem Haff aber durchleben im Frühjahr ihre bitterste Zeit. Mühsam bergen sie ihren Hausrat und ihr Vieh und bleiben oft viele Wochen von der Umwelt und jeglicher Hilfe abgeschlossen. Es ist ein hartes Leben dort an der Küste des Haffs.

Im Südwesten des Mündungsgebietes der Memel liegt das Große Moosbruch, ein Hochmoor, welches durch die Verlandung eines Binnensees entstanden und nur an seinen Rändern besiedelt ist. Reichsarbeitsdienst ist eingesetzt, weite Strecken dieses Gebietes urbar zu machen. Aufgeschüttete Chaussees, birkenbepflanzt und von Gräben begleitet, in denen zwischen Schilf und Binsen schwarzes Moorwasser steht, durchschneiden den Bruchwald. Sein Bestand gleicht an vielen Stellen einem Urwald. Hier haust auf moorigem Grund zwischen den Erlen der Elch, der König des Moorbruchs und der Nehrung. Urweltlich ist seine Gestalt; mit seinen breiten Schaufeln, dem wiegenden Gang gehört er in eine Landschaft, die so urwüchsig ist wie der Elchbruch nördlich Preil. Wir empfinden heilige Schauer beim Anblick dieses Tieres, welches den Menschen meidet, ohne ihn zu fürchten. Wer einen Elch erblickt, wird ihn auch betrachten dürfen. Der Elch ist nicht scheu, er flüchtet langsam und ohne



Ein Fischer aus Nidden am Kurischen Haff

Haft. In den kalten Wintern streicht er bis zu den Siedlungen an den Rändern des Bruchs.

Der Moosbruchsiedler hat es schwer, unendlich schwerer als der reiche Bauer in der eingedeichten Niederung. In harter Arbeit muß er dem Moorboden die Frucht abringen, die allein dort unter üppig wucherndem Unkraut gedeiht: die Moosbruchkartoffel, deren Güte der ostpreussische Städter zu schätzen weiß. Mühselig ist die Arbeit auf den Kartoffeläckern; die Männer gleiten in ihren „Gänserümpfen“ (breiten Holzschuhen) wie in kleinen Rähnen über den weichen Boden, und auch die Pferde tragen, wenn sie vor dem Pflug über die moorige Erde schreiten, breite Scheiben unter den Füßen. Brunnen gibt es im Moorbruch nicht. Menschen und Tier trinken das Wasser des Flusses, welches die Moorsäure keimfrei macht. Oft tönt am frühen Morgen vom Laufnestrom her der rhythmisch wiederkehrende Ruf der Fischer, die mit ihren Stinten, den als Schweinefutter beliebten kleinen Fischen des Haffs, stromauf segeln, klingt auf und verhallt.

Wer aus einem Mündungsarm der Memel hinaussegelt auf das Haff, erblickt bald vor dem jenseitigen Horizont einen langgestreckten Höhenzug: die Kurische Nehrung. Sie birgt tiefe Wunder und landschaftliche Kostbarkeiten. Humboldt sagte von ihr, daß man die Nehrung „ebensogut wie Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll“. Dünen, lauernd und ockergelb, liegen unter einem weiten, oft südlich fremd anmutenden Himmel. Über ihnen ballen sich Wolken, wälzen ihre Schatten über die Herden hin, welche dem Ruf der Hirten folgend auf breiten, verwehten Wegen zwischen den Sandbergen träge dahintrotten. Dichtgedrängt hocken die strohgedeckten, oft noch schornsteinlosen Fischerhütten in den Kartoffelfeldern am Haff. Manche Hütte hängt zwischen den Riesern der Düne, trägt eine Mütze aus Schilf mit hölzernen, kunstvoll geschnittenen Götzenbildern am Giebel und ist alt und dunkel. In jedem Frühjahr und Herbst ziehen die Scharen der Vögel über die Nehrung hin. Der Himmel verdunkelt sich an diesen Tagen, da die Vögel aus dem



Nidden: Kurenfähne am Haff

weiten Hinterland des Baltikums und Rußlands, welche den gefährvollen Weg über das breite Haff nicht wagen, bis zu einer halben Million an einem Tag die Nehrung überfliegen. In dem Beobachtungshäuschen Almenhorst, südlich Rosfittens, wird jeder Zug sorgfältig vermerkt. Mit diesen Schwärmen zieht auch die Nebelkrähe, welche der „Krajobieter“ (Krähenbeißer) in Netzen fängt und durch einen Biß in die Schädeldecke tötet. Die Bewohner der Nehrung, die Kuren, sind hart. Der ewige Kampf mit Wellen, Sand und Wind hat sie zäh und selbstbewußt gemacht; sie sind Fischer und Jäger, und ihre Lebensführung ist ursprünglich wie die Pflanzen und die Tierwelt der Nehrung ursprünglich sind. —

Manches Schöne gibt es in dem Land an Memel und Haff. Was ich sah und erlebte — es grenzte oft an das Wunderbare. Wer diese Landschaft mit offenen Augen und vorurteilsfreiem Sinn durchschreitet, dem erschließt sie sich, und ihm vermag sie vieles zu deuten, welches anderen ewiges Geheimnis bleibt.

# Die Hochzeitskuh

Eine ostpreussische Geschichte von Alfred Hein

John Muskat, der Dorfsträmer, saß vor seinem kleinen Kolonialwarenladen auf einem Schemel und sonnte sich, das Pfeifchen zwischen den von einem graugesprenkelten Vollbart umhangenen Lippen und die schwieligen Hände friedlich über dem Bauche gefaltet. Es war kurz vor der Mittagszeit, da hatten die Hausfrauen alle mit der Vorbereitung des Essens zu tun, wenn sie nicht gar mit den Männern bei der Erntearbeit waren. Die Kinder hörte man noch in der Schule drüben laut buchstabieren. John Muskat genoss diese „stillste“ Stunde des Tages, in der das rostige Ladenglöckchen nicht kreischte und klirrte, mit seligem Behagen. In den Knasterdust des Pfeifenrauches mischten sich die aus dem dunklen Ladeninnern entströmenden Gerüche von Zichorie, Tilsiter Käse, Zwiebeln und Essig.

Ein treuherziges „Na, Mannche, wie geht?“ schreckte ihn auf. Der Emil Hoppkenusch war's, John Muskats bester Freund, Briefträger dieses Kirchspiels in der Tilsiter Niederung. Hoppkenusch kehrte mit leerer Briestasche von seinem Dienstgang zurück. Er hockte sich auf die oberste der drei Stufen, die in den Laden führten, nieder, zog auch sein Pfeifchen hervor. John reichte ihm stillschweigend seinen Tabakbeutel. Emil griff hinein, stopfte den Pfeifentopf voll, und nun zogen sie beide an ihren Pfeifen, der Muskat und der Hoppkenusch. Und sagten nusch. Sie blinzelten in die Augustsonne, die ein flimmerndes Lichtmeer über das Dorf, die Wiesen, Wälder und Felder hinbreitete. Mitten durch das stille Land floss in lustigen Windungen das Mingesflüschchen.

Nach einer ganzen Weile sagte Emil: „Also hast du alle drei verkauft?“ John Muskat antwortete erst nicht. Langsam

dämmerte ihm, daß Hoppkenusch etwas mit seiner „soßligen Schnauze“ gesagt hatte.

„Was — verkauft?“

„Na, deine drei Kühe! Mir nusch zu erzählen! Wer hat sie denn bekommen?“

„Bist verrückt! Meine Kühe sind auf der Weide angetiedert und weiden.“

„Sie sind aber nicht angetiedert“, sagte Hoppkenusch. „Und sie weiden auch nicht.“

„Ich habe ihnen noch heut früh das Halfter um den Hals gelegt und hab die Zehn-Meter-Leine an den Pfahl festgemacht. Und das heißt doch bei uns in der Niederung: sie sind angetiedert“, brummte John.

„Die Rothhaarige?“ — „Ja.“ — „Und die Schwarzweiße?“ — „Ja.“ — „Und die Sterke?“ — „Ja.“

„Sind nicht mehr da“, sagte Emil. „Ich dacht, du hast sie verkauft. Aber sie werden sich ja wohl losgerissen haben. Bei der Hitze!“ Das sagte Hoppkenusch ganz ruhig, und John Muskat hörte es sich ebenso ruhig an. In diesem Augenblick war die Schule aus, die vom Lehrer entlassenen Kinder lärmten die Dorfstraße entlang — die drei vom Muskat: der Thomas, die Jutta und die Lisa kamen auch angerast. Zum Fenster über der Ladentür heraus schrie John Muskats älteste Tochter, die siebzehnjährige Heta: „Schnäll! Schnäll! Alle Mann ran! Das Essen ist färtig!“ Johns Frau war tot, Heta führte ihm die Wirtschaft.

Das alles in einem Augenblick war dem Muskat zuviel. Dies Geschwähe vom Hoppkenusch, die Kühe wären fort, das Geschrei der Heta, das Essen sei fertig, und das lärmende Heranspringen der drei Schulpflichtigen, die ihn ringelreihend umtanzten. John warf die Pfeife fort, gab den drei ahnungslos ihn umtanzten-

den Kindern je eine sicher gezielte Ohrfeige, schrie: „Heta! Los! Raus aufs Feld!“

„Aber das Äffen!?“

„Halt's Maul! Die Kühe sind fort, sagt der Hoppfenusch!“ Und Hoppfenusch nickte bedächtig. John hätte am liebsten auch in sein Vollmondgesicht eine „Zielsichere“ gelandet. Aber Emil war sein Freund.

„Ich komme mit suchen!“ sagte der Briefträger. Die Kinder zogen lange Gesicht. Muskat riegelte die Ladentür ab und hängte einen Zettel daran mit der in Krakelschwüngen geschriebenen Inschrift: „Wejen Anglicksial geschlossen.“ Alle mußten mit, die Kühe suchen. Das Essen wurde kalt, schöne Reilchen mit Grieben und Beetenfuppe.

\*

Kilometerweit bis zum Nachbardorf war die Patrouille der Familie Muskat mit Freund Hoppfenusch vorgestoßen. Überall weideten Kühe. Aber es waren nicht die Rothaarige, die Schwarzweiße und die Sterke vom Muskat.

„Hast du unsere Kühe gesehen?“ fragte John einen Hütejungen. „Nein. Aber Zigeuner“, sagte der Junge. Muskat gab ihm eine Ohrfeige.

Hoppfenusch schüttelte bedächtig sein von der Mütze entblößtes Haupt; seine Glase schwitzte. „Die Stricke, weißt du, John, die Stricke —“

„Ach, häng dich auf an den Stricken!“

„Die Stricke waren wie mit einem Zigeunermesser durchgeschnitten.“

Die siebenjährige Lisa heulte: „Die Zigeuner! Die Zigeuner!“

Heta und Jutta sahen etwas Weißes im Gestrüpp an der Minge schimmern. Sie liefen nach dem Fluß: „Die Schwarzweiße! Die Schwarzweiße!“ schreiend. Aber es war keine Kuh, sondern ein Mann in Hemdsärmeln. Oh — fast ein feiner Herr! So städtisch sah er aus! So piknobel!

„Haben Sie unsere Kühe gesehen, mein Herr?“ bemühte sich Heta hochdeutsch zu sprechen.

„I wo, nei'che, wo wär ich doch! Ich bin all erst seit gästern hier! Ich bin der neue Stationsassistent! Lorskät heiß ich.“

„Ach so — wirklich?“ Und Heta ließ sich zutraulich neben ihm nieder. So fein

und doch so anheimelnd war der neue Stationsassistent. Heta vergaß das Rühesuchen. Sie schaute nur immer bald in das „flotte“ Gesicht des Herrn Lorskät und bald auf die Angel, ob die Schnur nicht zuckt. Die Schnur zuckte nicht. Aber in ihrem Herzen zuckte es manchmal.

Jutta war längst zu den andern zurückgelaufen. Einige hundert Meter weiter, dort wo die Minge um hohe Weiden- und Brombeerbüsche herum eine S-förmige Schleife zog, fand der Hoppfenusch mit dem zwölfjährigen Thomas endlich die „Schwarzweiße“. Die beiden schlugen ein lautes Hallo an, alle eilten herbei. Nur Heta nicht. Die sagte bloß immer: „Aber ja, Herr Lorskät!“ wenn der etwas fragte. Oder: „O nein, Herr Lorskät!“ Oder sie lächelte nur. Und Herr Lorskät sagte: „Sie können so schön ein Lachmäuschen machen, Fräulein Muskat!“

Die Schwarzweiße stand am Ufer und soff. John schimpfte: „Durst hatten die Viecher! Die Heta hat beim Melken vergäßen, ihnen Wasser zu geben. Wo ist das Mädel? Jutta, wo ist die Heta?“ Jutta zuckte die Achseln. Die Heta schlug noch derber zu als der Vater, wenn sie böse war. Das wußte Jutta. Also schwieg sie. John aber schlug nicht zu, er streichelte die Schwarzbunte. Dann schickte er Thomas mit der Kuh heim.

Mitten in den Mohn- und Kornblumenwiesen lag ein verlassener Bauernhof. Vor einem Jahr hatte ein großes Feuer dort gewütet. Alles war bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Dennoch scholl aus den Ruinen ein klägliches Kuhbrüllen hervor. „Das ist die Sterke! Ich hör's deutlich!“ sagte John. Sie war's Die Sterke hockte, recht unglücklich beklemmt, im Ziehbrunnen des verlassenen Hofes; sie war wassergierig hineingeplumpft. Nur der Kopf ragte über den Brunnenspiegel. Der halbe Nachmittag verging, ehe die Sterke geborgen war. Man mußte Leitern und Stricke holen, um sie hochzukriegen.

Aber die Rothaarige blieb verschwunden. Die Heta auch. Sie hatte Herrn Lorskät „bis zum Abendzug“ Gesellschaft geleistet. Dann lief sie nach Haus, ließ sich vom Vater ausschelten. Er warf eine Kaffeetasse ihr nach. Scherben bringen



Das Dorf Inse am Kurischen Haff

Glück, dachte Heta, als sie die Porzellan-splinter seelenruhig zusammensetzte.

John Muskat jammerte um die Rothhaarige. Hoppfenuscht mußte abends nach Tilsit zu einer Vereinsversammlung fahren. Nach dem ziemlich schweigsam verzehrten Abendbrot (es gab das aufgewärmte Mittagessen) geleiteten, um nicht „nachhängerische“ Gedanken zu haben, alle den Briefträger zum Bahnhof. Man nahm zwei Stallaternen mit; auf dem Rückweg wollte man die Rothhaarige nochmals suchen. Es war schon dunkel, als der Zug langsam heranbimmelte. Heta hielt Ausschau nach Herrn Lorskot, mit ihrer Laterne den Bahndamm ableuchtend. Aber der Herr Bahnassistent sah noch im „Dienstraum“.

Hoppfenuscht stieg in den Zug, der eine Ladung Getreide mitnahm und deswegen länger hielt. Die Lampen der Lokomotive warfen die Schienen entlang weit über die Ringwiesen hin ihren hellen Schein. Da schrien plötzlich, gerade als der Zug sich in Bewegung setzte, Thomas, Jutta und Lisa gleichzeitig: „Ein Hirsch! Ein Hirsch! Mitten auf den Schienen!“

Der Zug fauchte auf das Tier zu. Da sah Heta, obwohl gerade Herr Lorskot das Zeichen zur Abfahrt gegeben hatte und sich nach ihr umwandte —: das war ja die Rothhaarige und kein Hirsch. Jäh fiel ihr ein, daß die Bahnbeamten die Laternen im Kreise herumschwanken, wenn ein Zug beim Rangieren halten und zurückdampfen soll. Sie tat's. Sie schwenkte die Laterne im Kreise. Der Lokomotivführer, den das Geschrei auf dem Bahnsteig noch einmal zurückschauen ließ, sah die sich im Kreise drehende Laterne, dachte, es wäre die Laterne des Herrn Lorskot, und stoppte.

John Muskat lief die Schienen entlang: „Rothaarche! Rothaarche! Komm!“ Und im Triumph wurde die Kuh von den Geleisen weg nach dem Bahnhof gebracht. Das halbe Dorf war schon versammelt.

\*

Acht Monate später war die „Rothhaarige“ Kränzelsjungfer. Mit Bändern und ersten Frühlingsblüten geschmückt, führte sie Thomas dem Hochzeitszug voran. In das Glockengeläute klang ihre

Ruhglocke drein. Denn sie hatte die glückliche Ehe zwischen dem Herrn Lorskaf und der Heta gestiftet, die man heute einsegnete. Hätte die Rothaarige sich nicht an jenem Augusttag losgerissen und verirrt, so hätte Heta Herrn Lorskaf niemals beim Angeln getroffen. Aber da war Herr Lorskaf in die Heta nur verliebt. Ans Heiraten dachte er noch nicht. Doch dann am Abend, als die Rothaarige auf den Geleisen dem Überfahrenwerden nahe war und Herr Lorskaf sah,

wie geistesgegenwärtig und fachmännisch Heta die Laterne schwang, da sagte er sich: Die hübsche stramme Marzell, das ist die rechte Eisenbahnerfrau.

So hieß die Rothaarige nun die „Hochzeitsklub“. Der Hoppkenucht aber sagte noch jahrelang, wenn er mit seinem Freund Muskat in der Mittagshize vor der Ladentür ein Pfeischen schmauchte, immer wieder einmal: „Siehste, die Rüche waren damals doch nicht angetiedert.“

Und John knurrte: „Halt's Muul!“



Ausfahrender Reitelkahn in Inse

## Einmal aber wirds geschehen

Eine erfüllte dichterische Sehnsucht, die im Februar 1939 entstand

Einmal aber wirds geschehen,  
Daß wir wieder heimwärts schreiten. —  
Fahnen werden weithin wehen,  
Zelle Feuer uns geleiten.

Hoffnung pflügt das Feld, das harte,  
Sehnsucht läßt die Keime sprießen —  
Einmal wieder wird die Warthe  
Frei durch deutsche Lande fließen.

Wie sich froh die Menschen drängen  
Und sich bei den Händen fassen;  
Bunte Blumenfränze hängen  
Haus an Haus in allen Gassen.

Welch ein Jubel ohne Massen! —  
Weitaus breit ich meine Arme. —  
Kinder schreiten durch die Straßen  
Hand in Hand in hellem Schwarme.

Und auch ich bin heimgekommen!  
Meine Hoffnung, Sorgen, Lieder —  
Alles, was ich mitgenommen,  
Bringe ich dir, Heimat, wieder.

Welch ein Klang in diesem Worte. —  
Herz, nun eile in die Weite  
Durch der Heimat hohe Pforte,  
Die ich wie im Traum durchschreite.

Fr. K. Kriebel

# Hein Puck, der Veteran von 1870, 71

Eine Kindheitserinnerung von Fr. R. Gotsch

Es gab eine Zeit — wie weit erscheint sie mir heute — da ging ich täglich ein und aus in den vielen Häusern meines Großvaters, da oben im Norden des Reiches, in meinem Heimatdorf. Viel sah ich seither von der Welt, aber was? Teile. Fremde. Niemals wieder eine so bunte, aber in sich geschlossene Welt. Und niemals, so schien mir als Kind, konnte sie anders und ohne die Menschen sein, die da waren. War die Mühle denkbar ohne Sell, den riesigen Knecht, den ewig weiß gepuderten? Waren die „rote Gaststube“ und Emma Seemann, die rothaarige Magd, nicht eins — Emma Seemann, die an meinem Bettchen wachte, wenn unten im Krug die Bauernfeste vonstatten gingen und meinen Halbschlaf mit verschwommenen, schwingenden, runden Bildern erfüllten, daß ich es für mein ganzes Leben mitbekam? Und war die Gaststube mit ihrem verschliffenen, sandgeschuerten Fußboden nicht einzig und allein die Bühne für Hein Puck? Und war nicht ich sein einziger, begeisterter, atemloser Zuschauer und Verehrer gewesen? Ja, so kommt es mir jetzt vor, seit ich selten noch in die veränderten Häuser trete, die nun von anderen Menschen bewohnt werden. Auf dem Dorfplatz stehen noch die uralten Linden und rauschen — sind es nicht Turgenjeff's Berse; „Tage der Jugend, wie Frühlingswogen seid ihr verrauscht“? So oder ähnlich. Ich muß immer daran denken, wenn ich einmal heim komme. Sell und Emma Seemann und Hein Puck und alle die anderen, sie sind nicht mehr da. —

Ich erinnere mich heute so deutlich an Hein Puck. Ich fand sein Grab in einer verlassenem Ecke des Friedhofs, auf der Seite, die dem Meere zu gelegen ist. Und

daß ein Trupp Soldaten aus der benachbarten Garnison vorbeizog, mit Liedern, deren Schall der Sturmwind undeutlich machte, unwirklich wie von irgendwo aus dem Weltraum, aus dem Krieg, in den sie zogen, das alles ließ mich ganz besonders an Hein Puck denken. Sang es nicht auch aus dem Grabhügel hervor? Hörte ich nicht seine hohe, singende Stimme, den unendlich gutmütigen Klang unserer Heimat — — — die Erinnerungen überwältigten mich. Heimweh, mitten auf dem Boden der Heimat, das wohl nicht eher ruhen wird, bis man selbst zurückgekehrt sein wird in diesen Boden, der einen nicht in Ruhe läßt. Schräg hielt sich noch das kleine Holzkreuz gegen Sturm und Regen durch all die Jahre.

Hier ruht Heinrich Puck  
Kriegsteilnehmer 1870—71.

Nicht wann geboren und wann gestorben, vielleicht aus Nachlässigkeit nicht. Mir aber wie ein Symbol. Denn es ist etwas von Ewigem an ihm, so wie er war.

Hört zu. An Sonnabenden war sein großer Auftritt. Alltags klopfte er Steine und sah aus, als hielte er bei Gott nicht viel von derlei Beschäftigung, als sei er eigentlich zu was besserem geboren. Darum blieb er am liebsten unsichtbar für jedermann. Aber Sonnabends, wenn die Bauern in der Gaststube versammelt waren, die reichen um einen großen Tisch herum, dann tauchte in der Tür zu später Stunde Hein Puck auf und setzte sich in eine Ecke, an den äußersten Tisch. Dann sah er ganz anders aus als sonst. Sein runzliges Gesicht war wie mit Sand abgerieben, nicht nur was Stoff und Materie betrifft, nein, auch im Ausdruck hatte es etwas neues bekommen, ein er-

regtes Leben und Vibrieren, wie nach einer Prozedur: der große unerkannte Darsteller Hein Puck vor dem Auftritt. Er trug einen vor Alter grün-grauen Gehrock und daran eine lange Reihe blanker Orden. Ich ließ ihn nicht aus den Augen. Ich brachte es fertig, Emma Seemann auszureißen und mich vor ihr hinter der Theke zu verstecken, so daß sie mich vergeblich suchte auf Saal, Boden, Galerie und überall. Ich wartete auf das Ereignis, das sich so manchen Sonnabend wiederholte, wenn nämlich Hein Puck vom Krieg von 1870—71 anfang und gar die Schlacht bei Sedan in großen Zügen vorführte. Das klingt unglaubwürdig, nicht wahr? Ich will noch mehr einräumen: es klingt komisch. Und komisch war es auch manchmal. Das heißt, versteht mich recht: komisch waren dann die dicken, fatten, unbeweglichen Zuschauer, die einen großen Darsteller im Stich ließen. Fragt einmal Schauspieler, sie können davon ein Lied singen. Nun blieben im Falle Hein Puck solche selten; denn seiner Darstellungskunst zu widerstehen war nicht leicht. Und wohlgemerkt: er führte nicht schlechthin irgendwelches Theater auf. Er erfüllte eine Mission. Die Bauern riefen hin und wieder aufmunternde Worte zu ihm hinüber in seine Ecke. Er aber tat was er für richtig hielt, stolz wie er war. Mit einem Ruck erhob er sich von seinem Stuhl, genau zu dem Zeitpunkt, den er für richtig hielt, stellte sich kerzengrade auf und verschaffte sich mit ein paar vagen Bewegungen der ausgestreckten Arme Ruhe. Noch höre ich seine Stimme. Er sprach kurze Sätze mit seiner alten, leisen Stimme, die immer einen jauchzenden Klang hatte, als müßte sie eigentlich singen. Was er sprach, habe ich nie verstanden. Ich weiß nur, daß viele französische Worte darin vorkamen. Er durchmaß den Raum mit großen Schritten. Bald war er Feldherr mit großer

Gebärde, dann wieder gab er Erklärungen oder veranschaulichte Aufmärsche der Truppen, all das was es im Kriege gibt. Und er steigerte sich, packte seine Zuhörer mehr und mehr und schließlich riß ihn seine Stimmung so hin, daß er nicht mehr an sich halten konnte. Dann ging Hein Puck vor, quer durchs Gastzimmer, wie ein Infanterist im freien Feld. Riß ein Gewehr, das gar nicht da war, an die Wade und legte an und schoß und ging auf ein Knie herab und sprang wieder auf — — einen Schritt vor — — und wieder aufs Knie — — und wieder auf und einen Schritt vor — — und schoß — — und rief: „Comme ci, comme ca — —.“ Und dann hatte er die feindliche Stellung erstürmt, breitete die Arme aus und sang und stampfte mit den Füßen und drehte sich im Kreise und seine Augen funkelten. — — —

Ein Patriot. Ein Mahner und Bewahrer unter den Leuten seines Dorfes. Ja, das und noch mehr: ein Künstler, ganz gewiß ein Künstler. In dem anonymen Sinne, wie Künstler unerkannt mitten im Volke leben, sich selbst dessen nicht bewußt, aber mit einer Ahnung dessen begabt, mit einem geheimnisvollen Etwas umgeben. Ich bin stolz auf das, was ich jetzt sage: Verfolgte ich ihn nicht mit brennenden Augen? Ahnte ich nicht zum erstenmal in meinem kleinen Kinderleben die Schauer und die Weiße einer höheren Bestimmung? Es kam oft so, daß Hein Puck mich in meinem Versteck erspähte hinter Flaschen und Kästen. Dann kam er eigens auf mich zu und schlug mir freundlich mit den beiden flachen Händen auf die glühenden Waden und sprach eine Menge von Worten, auch seltsame französische dazwischen. Und noch von seinem Tisch her, wo er stumm saß — denn von nun an redete er kein Wort mehr — nickte er mir begeistert zu.

Hein Puck, der Veteran von 1870—71.

Hans Friedrich Blunck

## Landsknechte vor Danzig

„Danzig bleibt deutsch! Bleibt freie deutsche Stadt  
Nach hansisch Recht!“ Nun stürmt zum siebenten Mal  
Der Polenadler gegen seine Mauern,  
Und in den Gräben stirbt es ohne Zahl.

Umsonst das Blut, umsonst. Da läßt der König  
Den Landsknecht ein. Soll jener wilden Stadt  
Die Tore sprengen. Und er dang sechshundert;  
Sechshundert Deutsche zeichnen Sold und Blatt.

Noch trutz die Stadt! Die starken Türme droh'n,  
Doch fand man keine bessern Stürmer je  
Denn deutsche Knechte. Als der König rief,  
Traten sie an und waren Stoß und Weh.

Das war ein blutiger Tag, ein langes Morden.  
Schon schanzt' der Hauf, wie er's dem König schwor,  
Am Weichseldamm und war nicht abzuzwingen  
Und droht', ein lebend Sturmgebälk, aufs Tor.

Und noch ein Tag und Kampf und blutige Nacht. —  
Nicht vor noch rückwärts kam die Schar. Sie stand  
Weit vor des Königs Heer und fest gepflocht,  
Ein toter Hauf, vertrotzt auf Sold und Schand'.



Der polnische König Stephan Bathory bereunt 1577  
vergeblich Danzigs Festung Weichselmünde

Ausschnitt aus einem zeitgenössischen Kupferstich  
im Besitz der Stadtbibliothek Danzig



Ward endlich selbst belagert vom Geschütz  
Der festen Stadt und hatt' nicht Ehr, nicht Brot,  
Und blutete, vielhundert, und verblutet'  
Und starb für König Bathory den Tod.

Zweihundert noch — nein hundert und — da stand  
Ein Junger auf und sleht' ins Morgenfahl:  
„Bürger von Danzig — hier klagt deutsches Blut!“  
Und wartet' lang der Antwort, — schrie's nochmal.

Und hört — vorm Tor! „Auf Gnad und Ungnad kommet!“  
Sie hoben sich verzweifelt unbehend!  
„Deutsch Blut sind wir!“ — „Und kommet zum Gericht?“  
„Ob Leben oder Tod. Wir sind am End.“

Die letzten Hundert traten vor die Bürger.  
„Gebt Gnade, Danzig!“

Und der hohe Rat  
Schwieg lange, sah die Knechte kniend bitten,  
Beriet bis in die Nacht Gesetz und Tat.

Dann brach der Bürger Ältester den Stab,  
Sprach leis ein Wort. Ein Mann hat's rundgebracht:  
„Volk, feil um Gold, verspielt vorm Reich, verworfen!“  
Und hundert Knechte starben bis zur Nacht.

Geschrieben 1930.

## Ein ewiges Lied

Wenn ich ein Pferd haben werde,  
so wild wie meine Gedanken, und ich  
ihm in seine Mähne greifen kann,  
daß es dahinjagt wie meine Sehnsucht zu dir,  
und das Land unter seinen Hufen reich wird  
wie mein Herz von deinen blühenden Träumen,  
so wie du soll es dann heißen:

Greta Marie.

Wenn ich aber ein Boot fahren kann und ein  
Steuermann bin und den kürzesten Weg mir  
ermessen habe, den Weg meiner Sehnsucht zu dir:  
über den Wogen am Bug, wenn die Sterne er-  
leuchten, soll dein Name brennen, als  
wäre das Holz von meinem Herzen und der  
Simmel, darunter ich fahre, ein Stück deiner Träume:

Greta Marie.

Finde ich dich aber dann, irgendwann, wenn das  
Pferd an die Birke gebunden und das Boot  
schon vertäut ist, dann will ich die Ladung  
löschen vor deinen Blicken, und in den Schoß  
sollst du nehmen, was ich am schönsten verwahrte.  
Denn, so tief wie der Mond sich spiegelt im Meer,  
so tief soll dein traumhafter Name dann in mir sein:

Greta Marie.

Und er will zu schwingen beginnen  
wie eine heimliche Glocke und das Geschlecht ein-  
läuten, das nach uns kommt, die Pferde zu  
fatteln, die Boote zu bauen und dich zu lieben  
in der unendlichen Sehnsucht der Menschheit,  
als rief es dich dann aus der Ferne,  
wie ich dich gerufen habe:

Greta Marie.

Herbert Böhm



## Lied Der Weberinnen

Hellen Sinn und frohen Fleiß  
web ich in das Linnen weiß,  
Herz, nun schlag,  
Hochzeitstag!  
Flink, ihr Finger, fliegt herbei,  
daß mein Brauthemd fertig sei.

Müde Hand und Kummer mein  
web ich in das Linnen fein.  
Mädchen blieb  
ohne Lieb.  
Einsam Blut und frühes Leid  
webt' ich doch mein Sterbekleid!

Sachte Hand und sachter Gang,  
leisen Lachens Silberklang.  
Bin nicht müd,  
Bäumchen blüht!  
Schlag und Kreuz und frommer Spruch:  
für mein Kind ein Wiegentuch.

Kilian Koll

# Peter Kreugers Geschichte

Erzählung von Herbert Böhme

Immer, wenn ein neuer Gast im Schützenhaus abstieg und die Runde der Alten gerade beisammensaß, mußte Peter Kreuger seine Geschichte aus großer Zeit erzählen. Sie war somit weithin bekannt, daß sie ein jeder seiner Runde, falls Peter Kreuger einmal nicht mehr sein sollte, ebenso vortrefflich und auch mit denselben Worten wiederzugeben vermochte, aber es hatte mit ihr auch eine besondere Bewandtnis.

Mutter Jaedike selbst, die Gasthauswirtin und Witwe, war vom Schicksal ausersehen worden, in den Mittelpunkt dieser Geschichte gestellt zu sein, und es wurde ihr besonderer Stolz, den Gästen des Schützenhauses, die auf der Durchreise bei ihr abstiegen, jeweils davon Kunde geben zu lassen. Sie konnte immer von neuem dabei zu Tränen gerührt sein und verabreichte für soviel Lob nicht unbeträchtliche, flüssige Spenden, oftmals sogar eine Schüssel mit Schinkenbrot von ganz besonderer Güte, so daß es Peter Kreuger und den anderen fast schon wie eine Art Gesellschaftsspiel vorkam, daran sie sich mit gleichbleibender Laune beteiligten, das wohlthätige Herz anzuregen.

Wer nun aber Gelegenheit hatte, des öfteren der Geschichte zu lauschen, fand bald, daß sich die Alten sogar und immer wiederkehrend mit den ihnen vielleicht beim erstmaligen Erzählen zugekommenen Einfällen beteiligten, als seien es ihre Rollen. Der Findige kam sogar noch zu der weiteren Erkenntnis, daß dieses ganze Spiel im Geheimen nur darum ging, dem neuen Gast nicht weniger als der gerührten Wirtin, die Aufforderung zum Spendieren so angenehm wie nur irgend möglich nahezubringen.

So schien es auch diesmal zu sein.

Der am Nachmittag Angekommene hatte sich des Abends aus seinem wenig

geheizten und lange unbewohnt gebliebenen Gastzimmer herunterbegeben, noch in den Wirtsräumen des Schützenhauses eine erwärmende Stunde zu versetzen. Er war von den Alten bei seinem Eintritt mit weitausgetanen Blicken überprüft worden und, da man ihm eine Art Vornehmheit, sich nicht lumpen zu lassen, nicht abzusprechen schien, von Peter Kreuger eingeladen worden, an ihrer Runde teilzunehmen.

Ohnedies sei es ja wohl am Ramin am wärmsten und die Frau Wirtin habe es gern, solange wie es nur ging, ihre Gäste unter dem gleichen Lampenschirm, der Gemütlichkeit wegen, zu vereinen.

Mutter Jaedike schmunkelte hierbei, als sie im Rücken des Hinzugekommenen stand und nach dessen Begehr fragte. Sie fand es sehr freundlich von Peter Kreuger, ihre Wirtschaft abermals sogleich so wohlwollend zu empfehlen, sie warf dem alten Freunde einen versprechenden Blick zu, wobei Peter Kreuger gewohnheitsgemäß herzliche Beziehungen zum Schützenhaus verspürte, der seit drei Jahren nun schon herrenlos war. Derlei Regungen, sich in diesen Besitz mit einer Art stillem Glück hineinzuversetzen, als sollte es ihm schon morgen gehören, waren für ihn bei weitem jedoch kein Anlaß zu Tätlichkeiten, die man vielleicht bei einem jüngeren Manne daraus hätte schließen dürfen. Der Gedanke kam ihm nur dann und wann, und er ging auch wieder, besonders, wenn sich die Kehle wie heute schon recht lebhaft den Staub der Woche abspülen ließ.

Peter Kreuger hatte diesmal über seine aufgekommenen Empfindungen aber gar nicht die Worte des Fremden vernommen, der sich soeben setzte. Sie hörten zwar sonst niemals zu derlei Gerede, denn es ging ihnen, den alten Landsknechten

des Lebens, um wichtige Dinge. Aber die Krugwirtin war mit einem etwas seltsamen Gesicht davongegangen, daß es unbedingt Bezug zu dem Inhalt der verlorengegangenen Rede haben mußte.

„Am Ende sei es wohl unwichtig“, so hatte der neue Gast geschlossen und ohne aufzublicken zum Bierglas gegriffen, „am Ende sei es wohl unwichtig, ob man im Leben ein Polizist oder ein Nachtwächter genannt würde, von Wert allein bliebe das Lob der Treue.“

Darauf tranken sie, und die Alten hatten den Geschmack des Bieres in höherem Maße als den Wert solcher Worte auf ihrer Zunge.

Sie hatten ihre Höfe gut besorgt, die Kinder durch die Lehre gebracht und nun schon Kindeskinde in den Stuben. Da war der Feierabend für sie da, daß er begangen wurde, denn wen das Leben mit Sorgen und Arbeit geplagt hat, den soll es in letzter Stunde mit Fröhlichkeit laben.

Da somit also auch die Höhenlage der Gedanken in diesem Kreise allzu verschieden war und der neue Gast sich nicht lange mühte, ihnen zuzuhören, vielmehr seine Blicke verrieten, daß seine Sinne sich allzu leicht zur Krugwirtin hinbewegten, die neben ihm am Tisch Platz genommen hatte, schien es Peter Kreuger an der Zeit zu sein, abzubrechen. Er bedurfte für seine Geschichte nie einer besonderen Aufforderung und tat vielmehr so, als gehörte ihr Beginn schon mit in das Spiel, das sich die Alten dabei vorgenommen hatten.

Es war an der Zeit, daß die nächste Runde bestellt wurde, Durst hatten sie alle; wo aber das Gespräch müde wird, verringern sich auch die Zähler.

Zwar war es Peter Kreuger, als sollte er heute lieber zum Ausbruch mahnen, statt noch gar durch seine Erzählung dem Neuling Zeit zu geben, sich vollends in das Antlitz der Mutter Jaedike zu vertiefen. Oftmals deuteten ihm schon Anzeichen darauf hin, daß sie selbst einen besonderen Gefallen an ihrem Mieter gefunden haben könnte, aber er entsann sich doch rechtzeitig noch der ihm zugeworfenen Blicke in all den Jahren, und seine Vermutungen waren wieder verschucht. Er wußte es zu genau, wie gern sie sich selbst

zum Schild ihres Geschäftes erhob, ohne dabei etwa unsittlich oder aufdringlich zu sein. Sie besaß eine seltene Art des Gebahrens und hielt dabei zu ihrem verstorbenen Manne, der immer gesagt hatte: Zu einer guten Wirtsfrau gehöre auch eine gute Sage, ein wohlgefälliges Gerücht, das wie eine freundliche Röte auf dem Namensschild des Hauses stünde. Das spricht die Gäste besser an als der gepflegte Wein, von dem man ja auch nur weiß, daß er dort lagert, den aber niemand des hohen Preises wegen zu trinken wagt. Die gute Sage über eine Krugwirtsfrau ist aber nicht nur Name sondern schon Duft und Blume aus einem würzigen Faß. Er verbreitet sich über eine ganze Landschaft.

So war es nun auch mit der Schützenhauswirtin. Sie hatte eine Sage, die Peter Kreuger immer zur rechten Zeit erzählte und die von Mund zu Mund getragen wurde. Die entbehrte sogar nicht einmal der Wahrheit und hatte alle Kraft in sich, jedenfalls für ihren Ort die Schützenhauswirtin wie eine Art Heldin feiern zu lassen.

So jedenfalls erzählte es Peter Kreuger, und er wußte allein, weshalb er es tat.

Und er hob an:

„Viel hat sich bei uns noch wahrlich nicht zugetragen, das muß ich gestehen. Der Umfang unserer Welt ist dafür zu klein. Von allen großen Ereignissen ging nur das Echo noch an uns vorüber, oder wir erlebten sie außerhalb unserer örtlichen Welt. Das war so im Krieg, als Klaus und der Lehrer fielen, das war so, als später die Städte mit lautem Geschrei verlockend die Kinder uns von den Höfen holten und die Knechte dazu.

Dann aber, dann folgte das Grauen. Es hockte erst vor den Toren und als unsere Scheunen sich leerten, auch bald im Gehöft. Die Pest der Verwirrung kam über uns, wo Bruder sich gegen Bruder stellte, die Äcker verdorrten und die Bäume verarmten an ihrer ausgereiften Frucht, so hungrig war schon das Volk.

Da brach vom Süden des Landes herauf ein gewaltiger Ruf.

Tiere gibt es, das muß man wissen, die vermögen Töne zu hören, ohne daß unser Ohr noch etwas davon wahrnimmt. So aber oder ähnlich war es auch hier.

Es schien ein Laut auf höheren Schwingungen zu sein, der nicht in unser Gehör drang, wenn nicht das Herz zu seinem Empfange bereit war. Ach, wie wenig Herzen wollten ihn hören. Klaufes Bruder und ich, wir waren zum Markte gefahren und standen zum Mittag am Posthof, unser Mal einzunehmen, als wir den Ruf vernahmen. Wir lasen ihn. Drüben an einer Eiche im Wirtshausgarten hing er auf einem Plakat und schrie uns warnend und eindringlich an, beschwor uns fürs Vaterland, die wir doch langsam dabei waren, Weltenbürger zu werden, so friedfertig, so geduldig und begnügungssam. Wir kamen uns wie Herausgerissene vor, als wir es lasen. Wir sollten mittun, gegen die Gewalt der Gemeinen ankämpfen. Die Zeit sei reif.

Wenn sie nur reif wäre, dachten wir, denn wir spürten an uns die Taubheit aller Frucht, die Kraftlosigkeit des Lebens. Wo alles Starke sich zum Siege emporrang, wollten auch wir kämpfen.

Als wir noch im Sinnen vor dieser unzweideutigen Schrift standen, wißt ihr es wohl, wer uns dabei noch beehrte? Wißt ihr wohl, wer da zu uns trat, fortan nicht mehr von unserer Seite zu gehen?

Da, seht sie euch an, da sitzt sie, die Mutter Jaedike mit ihrem jungen Herzen. Zu uns hat sie gehalten all die harte Zeit, hat von Stund an das Lied mit uns gesungen. Das soll ihr ewig unvergessen sein.“

Peter Kreuger war ordentlich in Begeisterung geraten und hatte seinen tieferen Auftrag dabei fast vergessen. Aber Mutter Jaedike holte schon das Taschentuch vor das Gesicht und ging, damit ihr Schluchzen die Tafelrunde nicht störte. Sie wischte sich die Tränen fort und füllte dabei die Gläser vollauf. Man sollte es sehen, wie sie sich bedankte, wie jung auch noch heute ihr Herz war. Es währte eine Zeit, ehe sie zurückkehrte, die Erinnerung hatte sie erschüttert, es war auch schon zu lange her, daß Peter Kreuger zum letzten Male erzählt hatte.

Das aber war doch ihr Reichthum, ihr köstlicher Besitz, dies, andere Leute wissen lassen, was sie für ein Frauenzimmer gewesen war. Das war doch ihre Sage. Lang genug hatte man sie im Ort darum, weil diese Sage auf Wahrheit beruhte,

gemieden, war lieber zum Unterkrug gegangen, als daß man ihr für die einstige That dank sagte. Nun, da man sie endlich zu loben begann, sollten es auch die Fremden wissen; herumsprechen mußte es sich über die Landesgrenze hinaus: Die Jaedikes Mutter, das war einmal eine.

Erst als sie zum Tische zurückkehrte, fuhr Peter Kreuger im Erzählen fort.

So also war Mutter Jaedike, und nichts soll man ihr davon nehmen, sie hat in der Zeit der Sprachenverwirrung unsere Sprache gesprochen und nach dem Herzen gelauscht, wo andere nur noch das Geld klingen hörten. So fanden wir uns zusammen, so suchte sie die anderen, die zu uns gehören mußten, und wir waren bald eine reißige Schar. Wir hatten uns verschworen, so wie es das Plakat befahl, denn wir kannten das Gemeine ebenso wie den Verrat und haßten beides.

Was aber wären wir schon für ein Haufe gewesen, wenn uns nicht ein Befehl zusammenrief und zwang, in einem Schritt zu marschieren, von dem wir wußten, daß auch an allen anderen Orten die Menschen unseres Glaubens also marschieren würden.

Anfangs schickten wir einen Boten zum Markte, immer neue Plakate verkündeten den großen Ruf. Dann aber hatte uns die Zeit arm gemacht, die Hölfe verkamen, wollte keiner mehr Bote sein. Da half uns die Krugwirtin vom Schützenhaus. Was sollte sie schon die Gemeinzeitung halten, wo es doch ein anderes Blatt gab, das unsere Sprache redete, das vom Sünden des Reiches heraufgebracht wurde, damit wir es auch bei uns aushängen konnten. Sie bestellte es beim nächsten Besuch in der Stadt. Es trug uns den Befehl in die Häuser und in die Herzen. Nun waren wir nicht mehr allein, sondern hielten uns mit all den anderen Tausenden verbunden durch das Wort der Verkündung, das wir hier lasen. Mit großen roten Zeilen riß es uns zueinander und erzählte auch wiederum anklagend und breit vom Schicksal des Vaterlandes, von unserem Schicksal.

Mutter Jaedike hielt diese Zeitung für uns alle, bei ihr war sie in gutem Gewahrtsam. Und so saßen wir eines Tages auch wieder hier vor dem Kamin, die Post war gerade gekommen und hatte

uns die erwartete, gedruckte Botschaft gebracht, die wir mit bebenden Fingern entfalteteten, als Klauke draufzeigte. Er hatte es zuerst entdeckt. Nun stieß mich auch Nehmeyer vor Freuden mit seinem recht spitz gewordenen Ellenbogen an. Das war eine Sache für uns, ohne Umschweife und ohne Überlegen.

Unsere Gesichter wurden rot vor Erregung und hatten doch kaum noch Blut und Farbe dafür.

Ich fand mich als erster zurecht. Wir müßten zunächst, so meinte ich, unsere Hemden überprüfen, daß wir auch wahrhaft ordentlich auftreten konnten. Wir hatten sie lange nicht angehabt, sie lagen seit dem Verbot auf dem Schützenhausboden verborgen.

Bruderkrieg tobte im Land, und die das Herz hatten, ihr Erbe zu verteidigen, wurden von den Söldnern des Teufels erschlagen.

Wir stiegen hinauf und waren froh, endlich einmal wieder die alten, vertrauten Brocken am Leibe zu fühlen. Da sollte man staunen. Wie neu sollten sie aussehen, das war uns gewiß, wenn wir schon den Kranz vor aller Öffentlichkeit nach dem Kirchgang am Sonntag zu Füßen des Heldendenkmals niederlegen würden. Wir spürten den kalten November nicht mehr und auch nicht mehr die muffige Dämrigkeit in der Kammer, wir wußten nur dies, unsere Toten wollten wir ehren, kommt, was da will.

Nehmeyer und ich, wir wurden auserwählt, den Kranz zu tragen. Was waren wir stolz, was kümmerte uns die Gefahr. Augen sollte man machen, das war unsere einzige Sorge. So kam der Tag.

Lang war es bei uns her, seit wir zur Kirche gewesen waren. Die Toten aus unseren Reihen hatte sie abgelehnt, sollte sie sich auch der Lebenden nicht mehr erfreuen.

Mag sein, daß wir in der Hast den Befehl falsch gelesen hatten, wir nahmen ja, seit wir unsere Kleider für gut befunden hatten, die Zeitung nicht mehr zur Hand, mag aber auch sein, daß die Heiligkeit unserer Handlung den anderen auf solche Art verständlich gemacht werden sollte, wir hatten uns darein gefügt und waren zur Kirche geschritten. Es war mir zumute, als glühten uns die Lichter an wie

hundert wütende Augen, und als wir nicht mit der Gemeinde knieten, schrie der Pfarrer von der Kanzel herab, als könnten wir alle ihn nun erst richtig verstehen. Wir hörten nicht hin, wir waren nicht mehr wir, sondern der Befehl, den wir in uns aufgenommen hatten. Darum bemerkten wir auch nicht, wie der Kantor plötzlich und auf einen Wink des Ortschaftulzen von der Orgelbank heimlich herabrutschte, sich davonschlich und zur Befreiung der Gemeinde und seines eigenen Bedrücktheins die Gendarmerie alarmierte.

Wir waren froh, als die Glocken zum Ausgang riesen, nahmen unsern Kranz und schritten vor, wieder Luft und Licht zu verspüren, da trat uns auf dem Friedhof der Gendarm entgegen.

Nicht an den Kranz solle er, das sagten wir gleich, und wir fühlten es, daß er zwar nicht vom Priester gesegnet worden war, wohl aber durch unser eigenes Opfer würdiger sein konnte, den Toten dargebracht zu werden.

Der Gendarm kümmerte sich wenig darum. Er kannte mich schon mit Namen, wengleich wir uns noch nie so ernstlich begegnet waren.

„Peter Kreuzer“, sagte er, „wißt ihr nicht, daß eure Uniform zu tragen verboten ist?“

Die Menschen liefen ringsher zusammen, als verlobnte sich nun erst ihr Kirchgang. Sie machten auch keinerlei Miene dabei, daß ihr Herz auf Seiten unseres Herzens schlug, sondern schimpften mehr noch als der Gendarm, ja, sie schienen ihn erst zu Gewalttätigkeiten aufheizen zu wollen. Der aber kümmerte sich wenig darum. Er tat, das muß man ihm lassen, nur seine Pflicht, zückte sein Merkbuch und lehnte sich gegen die Friedhofsmauer, einen Halt und eine Unterlage zum Schreiben zu haben. Er sah nur noch einmal dabei auf uns, sprach zu uns mehr väterlich wohlwollend als strafend: „Wußtet ihr auch, daß ihr den Gesetzen zuwiderhandelt?“

„Auch das, Herr Wachtmeister“, erwiderte ich getreu, denn wir hatten nicht die Absicht, ihn durch langes Geplänkel von seinem Vorhaben, den Fall zu notieren, aufzuhalten. Es war uns schon, als wäre vom Stehenbleiben der Kranz irgendwie entweißt worden, so schwer kam

er uns plötzlich vor. Wir warteten keine weiteren Anweisungen ab, sondern machten uns auf den Weg zum Denkmal. Enttäuscht sahen einige hinter uns drein. Die anderen, die uns umstanden hatten, teils waren sie jetzt um so mehr von Neugier getrieben, teils aber hatte ihnen die Art unserer Abwehr gefallen, folgten uns nun zur Seite und hintennach. Aber keinem sah man eigentlich an, welche Gefinnung er hatte. Sonntäglich schauten sie drein, schwarz war ihr kirchlicher Anzug, und das Gebetbuch hielten sie wie zum Schutz vor den Leibern, als seien sie nun gegen und für uns gefeit, konnten uns begleiten, und es geschähe ihnen doch dabei wiederum nichts.

Un hundert Leute mochten wir hinter uns haben, mit soviel Erfolg gelang uns bis dahin noch nichts.

Nehmeyer meinte, das müßten wir noch besonders dem Rantor danken, ich aber gab ihm leise zurück, daß mir der Gendarm mehr Verdienste dabei zu haben schiene als alle Welt.

So kamen wir im stolzesten Marsch zu dem Denkmal. Unsere Kameraden standen ringsher, und als wir den Kranz niederlegten und auf unsere Art unsere Toten grüßten, als seien sie eben zu uns getreten, uns die Losung unseres Handels zu übergeben, da haben alle, die mit uns gewandert waren, ihre Kirchgangshüte vom Kopfe gezogen.

Es mag ein großer Augenblick gewesen sein, daß Peter Kreuger an dieser Stelle seiner Erzählung, als wollte er die zurückgebliebene Gerührtheit nicht merken lassen, sich jeweils an Mutter Jaedide wandte und sie zum erstenmal auf ihre besonderen Pflichten als Hausfrau dieser Runde aufmerksam machte. Wenn es ihm ans Herz ging, dann sollte es niemand spüren, das war sein Grundsatz, und so klopfte er gewaltig vor scheinbarer Begeisterung an sein leergezuckenes Glas.

Nehmeyer meinte darauf, ob ihm die Zunge schon glühe, und er blickte dabei mit blanken Zähnen lachend ins Licht.

So gab es die nächste Runde. Eintönig wanderte die Zeit im Takt der knarrenden Uhr durch den vom Rauch schwimmenden Raum.

Mutter Jaedide hatte die Gläser gut eingeschenkt und setzte sich wieder zur

rechten Seite des Gastes, daß das Raminfeuer in ihrem vollen Gesicht leuchtete.

„Proßt, Mutter Jaedide“, stieß Peter Kreuger den vollen Krug an den ihren und trank. Dann sah er versonnen vor sich hin, bis die anderen ihre Gläser abgesetzt hatten, als müßte er erst noch die richtige Seite im Buch seiner Erinnerungen wieder aufschlagen und fuhr, als er sie gefunden zu haben schien, mit einem freundlichen Lächeln fort:

„Proßt, Mutter Jaedide, ja, so klang es auch damals freudig in unserer Runde, wir hatten uns unseren Ausmarsch wahrlich niemals so vortrefflich zu Ende gedacht. Der Raum hier und auch das Wohnzimmer drüben war voller von Menschen, als es die Schützenhauswirtin jemals gesehen. Manch einen tapferen Kämpfer zählten wir zu uns nach diesem Tag, da war uns ein volles Glas auch am besten gewogen, und wir tranken zu viert fast wohl ein Fäßlein bis auf den Grund.

Die Überraschung dabei blieb gleichfalls nicht aus.

Wir hatten zwar unsere Rechnung mit unserem Wirt, nicht aber mit dem Gendarm des Ortes gemacht.

Er kam, als bei uns schon munter die Becher kreisten. Er war nicht böse, bei Gott, und es schien uns auch eher, als wollte er den mit uns begonnenen Tag fern aller Würden nun mit uns freundlich beschließen. Wir luden ihn ein, aber er lächelte nur, dankte und tat seine Pflicht. Woher wußte er nur, daß wir grad im Schützenhaus saßen und weshalb sparte er seine Sorge sich nicht auf für den nächsten Tag? Wir wußten es nicht und vernahmen nur seine etwas schnarrende Stimme: „Strafe muß sein“, sagte er und schrieb wieder im Buch. „Bis Sonnabend können Sie zahlen, die Kasse ist bei uns auch über Mittag noch auf. Bezahlen Sie Sonnabend nicht, macht es zwei Tage Haft.“ Dabei sah er erst zu Nehmeyer hin und dann auch zu mir. Wir mußten über die peinliche Rechnung hellauf lachen, und ringsher bogen die Bänke und Stühle sich, so schallte das Haus. Der Herr Gendarm aber schmunzelte nicht einmal, er schrieb noch zu Ende, und dann verließ er das Haus. Fast tat uns seine große Lächerlichkeit plötzlich leid, als fühlten wir einen Widerspruch

in seiner eigenen Brust. Er war doch ein Mann, ein Kerl so wie wir. Ein Gendarm ist doch noch keine Abnormität, hat doch auch ein Herz wie jeder Mensch und den Kopf genau voller Sorgen wie wir und muß sich auch mühen, anständig zu sein und zu bleiben. Den braucht man doch nicht zu hassen, der tut vielleicht seine Pflicht, wo er gar nicht einmal nach eigener Überzeugung handelt, verflucht. So dachte ich damals und viele andere mit mir, wir sprachen auch darüber, da sagte Nehmeyer, und das leuchtete ein: „Wenn einer etwas gegen seine eigene Überzeugung tut, so ist er ein Lump.“

Nehmeyer nickte und hob sein Glas an den Mund, zu bekräftigen, daß dieses Wort auch noch heute seiner Meinung entspräche, da geschah etwas Außergewöhnliches. Der Fremde, was noch niemals vordem ein Gast des Schützenhauses an diesem Stammtisch getan hatte, fiel Peter Kreuger ins Wort.

„Eure Meinung in Ehren, aber sie ist ebenso kurz wie falsch.“

Nehmeyer nahm sein Glas ohne getrunken zu haben von seinem Munde. Peter Kreuger riß die Augen märchenweit auf. Mutter Jaedide weinte. Es wußte niemand den Grund.

Der Fremde fuhr sich mit der linken Hand über den vollen Bart, der seinen Mund fast völlig überfiel, und es schien, als hätte sein Gesicht dabei einen ernsteren Ausdruck angenommen. Dann sah er auf sein Glas, hob es an, stellte es aber auf halbem Wege zum Mund hart wieder zurück auf den Unterfuß, als sei diese Handlung das Ausrufungszeichen eines fertigen Gedankens, und er sagte:

„Also wäre ein Spion für das Vaterland auch nur ein Lump! Euer Urteil fällt ihr zu früh, erst hört den Beflagten. War nicht gerade dieser Gendarm vielleicht richtig am Platze, hatte sein Herz bei Euch und blieb bei den andern, um Euch das Leben, so weit er es konnte und durfte, ohne daß man es ihm selber verargte, zu erleichtern. Ich kenne ihn nicht, aber um Eurer Ehre willen, richtet nicht über ihn, ehe ihr ihn nicht befragt.“

Mutter Jaedide weinte noch immer, als wollte sie sich mit einem Mal einen jahrelangen Kummer vom Herzen schüt-

ten. Peter Kreuger verlor alle Lust weiter zu erzählen und war erst besänftigt, als Nehmeyer einfiel: „Wenn der zu uns jemals gestanden hätte in seinem Herzen, er hätte uns nicht noch nachher gefangen genommen.“

„Das hat er getan?“ fragte der Fremde, als sei er verwundert darüber und wüßte es besser und Nehmeyer habe eine Lüge gebraucht.

Da war es Zeit, die Geschichte fortzu-erzählen, und Peter Kreuger besann sich nicht lange: „Das hat er getan. Am Sonnabend, kurz vor Mittag, kam der Gendarm. Er mußte durch die Stadt, ich war in der Wohnung. Es sah verdammt arm bei uns aus. Jahrelang bin ich ohne Arbeit gewesen und hatte gerade erst wieder eine Stelle vor Ort. Das hätte ihn rühren können, aber nichts war von dem. Geschämt hat er sich, mit mir zum Gefängnis zu schreiten.“

„Peter Kreuger“, hat er gesagt, „könnt ihr denn nicht bezahlen?“ Dabei sah er ringsum, als suchte er etwas, das man verschluckern könnte. Wir hatten nichts mehr.

„Wenn ihr nicht könnt, müßt ihr zwei Tage brummen.“

Das hörte ich gar nicht in meinem Trost. Aber dann, als er sah, ich wollte es so, dann wurde er weich, so weich, wie es für einen Gendarm unvorstellbar sein dürfte, und er bat mich fast beschwörend, mir eine, irgendeine Zeit aussuchen zu wollen. Als könnte ich ihm die Schande antun und gleich mit ihm gehen. Weiß Gott, man kannte mich gut, meine Eltern waren mehr geliebt als gehaßt und alt eingeseffen. Er aber war neu. Er konnte sich seine Uniform beschmutzen, das fühlte er wohl. Er wich aus. Ich aber hatte schon überlegt. Meine Schicht war gerade zu Ende und begann erst wieder am Montag um drei. Wenn ich jetzt ging, brauchte ich nichts zu verlieren.

„Laßt euch doch Zeit“, sagte der Herr Gendarm, als er mich richten sah. Ich bedachte es anders. Wenig zu essen gab es auch bei uns, in dieser Hinsicht hatte ich nichts zu verlieren, viel mehr erschien es mir wahrscheinlicher, noch einen Vorteil zu gewinnen. Morgen war Sonntag, sicherlich würde man einen Gefangenen nicht den Feiertag noch an der Speise

entbehren lassen, dies bedachte ich und entschloß mich sehr schnell.

Da war aber der Gendarm doppelt verlegen. Weshalb denn die Haft, und ich liefse ihm doch nicht fort, das sagte er noch, als sei ich in Seelennot und er müßte mich besänftigen. Er könne doch auch nicht mehr tun als seine Pflicht und mir die Strafe vorerst einmal ankündigen.

Ich hörte nichts von dem Gerede und schnürte meine Sachen. Nun wurde der Herr Gendarm jedoch streng. Wenn ich schon nicht anders wollte, er müsse erst noch einen Gang im Orte besorgen. In einer halben Stunde am Spritzenhaus, das sei ihm schon recht. Ich sollte nur klopfen, er würde dann auf mich warten.

Und eh ich es mir recht versah, war er fort.

Friedfertig nahm ich von häuslichen Dingen Abschied, ging meines Weges, klopfte bei Nehmeyer an, und als ich erfuhr, daß er denselben Gang bereits angetreten hatte, eilte ich mich und pochte drüben ans Thor.

„Das müssen Sie wissen“, wandte sich Peter Kreuger dabei an den fremden Gast, der dasaß, daß man nicht wußte, ob er zuhörte, nachsah oder gar Mutter Jaedike mitten in das Antlitz schaute, „gerade dem Fenster dort gegenüber liegt unser Spritzenhaus. Ein verräucherter Kasten in so guter Nachbarschaft, aber für die Gemeinde noch immer von außerordentlicher Wichtigkeit, denn es beherbergt das Handwerkszeug unserer Feuerwehr. Unten befindet sich das Wachtstübchen des Gendarmen, wenn es einmal Zeit ist, daß das obere Gemach zur Erholung für einen Übeltäter freigemacht werden muß. Weil die schwere Thür dazu aber nicht mehr schließen wollte, hatte man vor dem Treppenhaus ein sicheres Gitter errichtet. Zu engmaschig als daß ein Mensch sich hindurchzwängen könnte, dennoch aber für andere Dinge, wie Sie bald hören werden, noch weit genug.“

Nun also, das obere Gemach hatte seinen Besucher gefunden. Das untere jedoch blieb diesmal, o Wunder, einsam und leer.“

Peter Kreuger räusperte sich und wartete, daß der Fremde neben der Mutter Jaediken erstaunt nach der Ursache des

leeren Zimmers forschen sollte und er dann großsprecherisch auf die Schützenhauswirtin verweisen konnte. So war es doch immer bisher gewesen, und es blieb kein Grund zu ersehen, weshalb seine Erzählung heute anders enden sollte, als daß man auch an dieser Stelle wieder einen kräftigen Schluß zu sich nahm. Aber nichts dergleichen geschah, nur Nehmeyer warf ihm einen bedeutsamen Blick zu, aus dem er fast entnehmen konnte, daß es bei der Jaedikenmutter oder aber gar mit dem Fremden nicht mit rechten Dingen zuginge. Beide saßen versonnen am Tisch, aber doch dergestalt, daß man meinte, sie warteten auf den Augenblick, sich gegenseitig forschend und doch unbeobachtet zu betrachten und täuschten nun vor, besonders andächtig der Geschichte zu lauschen.

Besonders die Jaediken-Mutter hatte die Röthe des Überraschtseins im Gesicht und mochte zu niemandem aufblicken, so schien es, als habe sie die Erinnerung diesmal besonders glücklich berührt. Peter Kreuger erzählte nach solchem Anblick seine Geschichte mit jener inneren Theilnahme an einer anderen Sache weiter, die geeignet war, eine Verwirrung der Dinge heraufzubeschwören.

„Nehmeyer meinte, als wir uns wiedergesehen hatten, das könne recht nett werden“, so sagte es Peter Kreuger, aber mit einem Blick zu Nehmeyer hin, der seine Worte auf die gegenwärtigen Dinge Bezug nehmen ließ und sie be- wußt zweideutig machte.

Nehmeyer nickte dazu, während die anderen beiden Alten nichts von der stillen Zwiegesprache der Freunde bemerkten und Peter Kreuger ihnen erst mit den Füßen die notwendigen Winke gab. Aber auch dann verstanden sie nichts anderes darunter, als bei dem Gast ihr Profit auszubringen an einer Stelle in der Erzählung, mit der er doch auch nicht die geringste Beziehung hatte. Der also erschrak und war verlegen wie ein Knabe, den man bei einer Untat ertappt hatte.

„Aber wieso und warum“, räusperte er sich und gab dann wiederum mit dem freundlichsten Lächeln den Zutrunck zurück, daß die Schützenhauswirtin über soviel Unsinn nur noch verlegener wurde. Peter Kreuger erzählte indessen weiter:

„Sicherlich wird das recht nett, dachten wir beide, als der Gendarm den Kiegel geschlossen und sich von uns fortbegeben hatte. Zwei Pritschen standen einsam in dem halbdunklen Raum, die Fenster waren etwas zu hoch, um ihm den Genuß der Sonne zuteil werden zu lassen, und auch der Gang bekam von nirgendwoher Licht. Wir setzten uns hin und erzählten.

Wenn man sich aber so genau kennt, wie der Nehmeyer mich und der Peter Kreuger seinen Freund Nehmeyer, dann hat man sich nicht zwei Tage und Nächte hindurch neue Dinge zu berichten und verspürt mit der Zeit noch weniger Lust, Erinnerungen auszukramen. So war unser Gesprächsstoff sehr bald erschöpft, und wir begannen zu singen. Tausend und Gloria, unsere Stimmen waren doppelt und gut. Wir bliesen nur so und posaunten, aber, nicht wahr, Mutter Jaedide, mit der Zeit verliert auch der größte Mund dabei seine Frische, wenn nicht seiner samtene Zunge ein förderliches, kühles Naß geboten wird.“

Mutter Jaedide, persönlich angesprochen und befragt, war förmlich verwirrt, als hätte sie in einer anderen Welt gestanden und sei plötzlich zurückgerufen worden in ihre bescheidene Gaststube. Auf das Freundlichste lächelte ihr der Fremde dabei zu, als wüßte er um ihre heimlichen Nöte und ließ sie in einer Höflichkeit vorbei, damit sie das Bier nachfüllen könnte, daß Peter Kreuger sich in seinen Beziehungen zur Schützenhauswirtin offenbar verletzt fühlen mußte. Er rief der Hausfrau darum mit doppelter Herzlichkeit hinterdrein, daß er es ja gar nicht so gemeint habe und trank dann als erster, wie sie die Gläser zurückgebracht hatte, auf ihr fürderes Wohl.

„Wer wüßte es denn wohl besser als ich“, so redete er fort und sah den Gast dabei recht überlegen an, wer wüßte es wohl noch besser, wie gern ihr uns damals zu frühlichem Sange den frischesten Trunk gebracht hättet, denn an Liedern, weiß Gott, an Liedern fehlte es nicht. Ich war nicht umsonst einmal ein wohlbestallter Herr Förster gewesen, um nicht das Singen und Tirilieren geliebt zu haben wie den Wald und die Freiheit.

Ja, die Freiheit, die hatte ich zumeist und zusehr geliebt, daß ich sie den Kin-

dern in den Dörfern lehren mußte. Da rebellierten die Schulmeister gegen mich als den Störer des Friedens, und der Gendarm kam und nahm mir die Büchse ab. Darum ging ich nicht lieber in den Wald, und die Burschen, die bei mir waren, nannten im Herzen sich Freie wie er und ich. Da schnüffelte man abermals gegen mich, auch als Holzfäller sei ich nichts wert, ich verdürbe die Knechte, und man nahm mir die Sonne über den Wipfeln. Was sollte ich tun? Unter Ort ging ich und schlug meine Wut, meinen Haß in die Erde hinein, daß sie aufschrie unter meinen fluchenden Hieben, und darfst.

Wo es inwendig brennt, da muß man einen draufgießen, nicht wahr, Mutter Jaediden. Proßt. Es lebe die Freiheit.“

Mit Begeisterung sind die Gäste sonst immer aufgesprungen und haben dem Alten, dem sie soviel geistigen Schwung kaum noch zugetraut hätten, ihren Bescheid gegeben auf gute Art. Der Fremde blieb sitzen, als hörte er sich dies alles nur von weitem her an. Das erregte Peter Kreuger, er sagte doch seine Geschichte nicht zum Einschlafern herunter, und er eilte sich fortan, zu Ende zu kommen, es war ohnedies schon hinreichend spät.

„Wer also nichts zum Draufgießen hat, daß sich der Gaumen von der Zunge löst, der verliert auch den freien Glanz seiner Augen. Wasser und Brot und Sonne, viel Sonne, die müssen halt sein.

Der Gesang machte uns nicht frei, wir mußten tiefer steigen. Fröhlich wollten wir sein und lachen, daß die Wände versanken. Was ist es doch für eine komische Sache, wenn man in einer Kammer eingesperrt ist und man hat gar keine Schuld. Anfangs nimmt man die finstere Unterbrechung eines hellen Tages als schlechten Witz hin. Dann aber, wenn die Wände nicht versinken, wenn auf den schrecklichsten Schrei nichts anderes geschieht, als daß eine Spinne aufwacht und einem über den Arm klettert, dann wird man haßerfüllt und gemein. Der Witz, der dann sprudelt, ist gefährlich.

So trieben wir unsere Späße und lachten. Wir taten es laut genug, daß die Staatsgewalt es hätte hören müssen, wir wollten uns unser Quartier noch wahr-

lich verdienen, aber es kam kein Gendarm, uns zurechtzuweisen, obgleich doch die Tür offenstand und uns vom Treppenhause nur das Gitter trennte. Der Flur hallte von unserem Gedröhn, als lachte er mit und schien uns doch selbst nur ein Angestellter des Staates zu sein, der uns haßte, weil wir an seinen morschen Gerüsten zu rütteln wagten. Das war der Grund für unseren dunklen Sonntagsurlaub in diesem Kasten. Wir wußten es wohl, und wir lachten um so mehr und aus Bosheit über soviel erbärmliche Schwäche. Die ganze Regierung mußte an unserer Fantasie vorüberziehen, Kürbisköpfe mit runden und platten Füßen darunter, daß wir uns die leeren Bäuche halten mußten. Wenn jetzt der Gendarm gekommen wäre! Zwar hätte er uns gehörig im Namen all der Heiligkeiten angepöfien, aber er wäre uns nur eine angenehme Unterbrechung bei unserm Gelächter geworden.

Statt dessen schlich sich langsam die Dämmerung ein. Der November hat schon recht kurze Tage, das merkten wir wohl. Auf Brot und Wasser mußten wir noch lange warten. Da kamen wir auf noch tollere Dinge als bisher, und das muß ich schon sagen, ich habe seitdem nie mehr so getreulich einen Parademarsch nachgeahmt wie an diesem Abend in unserer Zelle.

Nehmeyer hatte sich auf den einzigen Schemel in dem nüchternen Raume gehockt, ernannte das Zimmer zu einem Truppenübungsplatz und mich zum Armee-corps, und dann ging es los. Der Fußboden dröhnte, und die Stimme des Gewaltigen schnarrte dabei wie eine ausgeleierte Fensterlade. Ich mußte vorbeidefilieren. Für jede Truppengattung ersand Nehmeyer eine eigene Musik. Er war wieder einmal Alles in Allem und tat sich am mächtigsten hervor, als er Preußens Gloria spielte. Da aber marschierte ich schon nicht mehr, ich hatte die Dielen genug maltretiert, sondern sah vor ihm auf meiner Pritsche. Er sah mich mit entsetzten Augen eines wildgewordenen Novemberstürmers an, sprang auf seine Lagerstatt, ohne den Fußboden nochmals unter die Füße zu nehmen, es war ein Anblick für Götter. Und dann schwang er seine Arme und redete auf mich los, daß ich mich erst befinden mußte,

bis ich in der mir angepaßten Rolle des Volks mich zurecht fand. Ich brüllte, johlte, pfiß, bis Nehmeyer den Inhalt seiner Reden wandelte, da jubelte ich ihm zu und hob ihn auf meinen Schultern herab in die beglückte Menge.

So ging der Tag hin. Raum konnten wir zuletzt uns selber noch beim Spiele erkennen. Da, mit dem Glockenschlag pünktlich — sonst hörte ich unsere Kirchturmuhren nie so genau — knarrte die untere Türe zur Straße, Licht fiel ein, und an den schweren Schritten, die Treppen herauf, erkannten wir unseren Gönner, den Herrn Gendarm. Brot und Wasser ist eine klägliche Kost, aber wenn man an dem, der sie reicht, unverkennbar den belebenden Geruch jener Stätte verspürt, in der man selbst zu besseren Zeiten am liebsten verweilte, nicht wahr, Mutter Jaedichen, dann hat man keinen Geschmack mehr. Nehmeyer wollte es nicht glauben, aber ich wußte es zu genau, es roch nach dem besten Bier unseres Schützenhauses. Dabei kann ich mich auf meine Nase verlassen.

Hätten wir nur diese Zeichen richtig zu deuten gewußt, uns wäre die Zeit leichter und wie im Fluge vergangen. So aber kam sie uns um so gebrechlicher vor.

Wir nahmen die Töpfe bei kläglichem Lampenlicht und zogen uns murrend zu unseren Pritschen zurück.

„Wie es uns denn ginge“, fragte der Herr Gendarm, aber er war leider dabei schon wieder hinter dem Gitter, sonst hätte er unsere deutliche Antwort persönlich verspürt. Er löschte die Lampe im Flur, eh wir uns recht besonnen und unser Essen betrachtet hatten, es war wirklich Nacht.

Himmlische Nacht auf einer höllischen Pritsche.

Wir aßen und tranken, um unsern arbeitslosen Magen etwas in Betrieb zu bringen. Dann sagten wir uns gute Nacht und versuchten zu schlafen. Aber die Kälte kroch unsere fettlosen Leiber an, und der Mond sah in unsere Augen wie in Totenkammern, so kam es uns vor. Eine Maus kramte dazu irgendwo im Gemäuer.

Einer dachte vom andern, er träumte schon. Keiner wagte ein Wort. Man wälzte sich von Zeit zu Zeit aus der bedrückenden Lage. So haben wir eine Stunde und wohl noch etwas mehr ge-



Regatafähne in der Elbniederung



legen, da hörte ich plötzlich Geräusche im unteren Gang. Ich stieß Freund Nehmeyer an. Er saß auch schon aufrecht. Die Klinke im Hausflur ging leise, sie mußte also noch nicht verschlossen sein, dabei war der Gendarm doch längst schon gegangen.

Umbringen konnte man uns doch wegen des Kranzes nicht und nicht wegen der Uniform. Ach, möglich war alles. Bandenstrichen durchs Land von fremdem Golde bezahlt, da wußte der Herrgott noch, wer deutsch war, wer Feind.

Wir lauschten angestrengt in die Finsternis.

Es stieg unverkennbar ein Etwas die Treppen herauf, ein leibhaftiges Etwas und nicht der Gendarm, der schlich nicht so langsam.

Die Schritte sind schon am Bitter. Es knarrt das Geländer.

Wir sind von unseren Pritschen herunter. Ich habe den Schemel fest in zitternder Hand.

Da spricht es uns an. So leise, daß wir die Stimme kaum zu vernehmen vermochten. Und dennoch kam uns der pfeifende Ton bekannt vor.

Wir waren wohl beide zur gleichen Zeit an dem Bitter. Wir wollten durch das Bitter hindurchtasten, den anderen im Begreifen erkennen. Wir vergriffen uns in den Maschen. Wer vor uns stand, konnten wir nicht erkennen, und unsere Frage sprachen wir in den Raum, als kauerten wir einem sprachlosen Geist gegenüber.

Aber da fühlten wir etwas Hartes und Kaltes in Händen. Wir taumelten fast vor Glück und vergaßen zu danken. Ein jeder von uns trug seine drei Flaschen Bier zurück auf die Pritsche und seine Butterbrote noch obendrein. Wir packten sie aus. Was kümmerte uns das knisternde Papier. Der sie uns gebracht hatte, würde uns nicht verraten.

Nicht wahr, Mutter Jaedide, da hatten wir richtig gedacht, und wo hat doch inzwischen der Herr Gendarm grad gegessen?"

Mutter Jaedide lachte diesmal nicht mit den anderen mit und ging auch nicht zur Schenke, obgleich ihr Stichwort dafür soeben gefallen war. Sie sah Peter Kreuger zum erstenmal im Leben vorwurfs-

voll an, als hätte seine Frage einen tieferen Sinn gehabt als an anderen Abenden und wollte sie doch zu keiner Antwort zwingen. Sie hatte das Geheimnis über den Aufenthalt des Gendarms niemals anders preisgegeben, als daß er drüben am Tisch gegessen haben soll. Es war ihr Geheimnis, das kleine Erlebnis einer Stunde, das ihrem Herzen Frohsinn, den Freunden im Spritzenhaus aber gleichermaßen eine Erleichterung ihres Opfers gebracht hatte.

Der Gendarm war inzwischen verzogen, und niemand wußte sonst von ihrer Begegnung.

Was wollte der Peter Kreuger nun also sagen? Die Frage erschien ihr in der Gegenwart dieses seltsamen, ihre Gefühle verwirrenden Fremden besonders peinlich zu sein, als könnte sie ein schlechtes Bild ihrer Vergangenheit vermuten lassen. Deshalb wandte sie sich mit den Schultern leicht zu dem Gast mit einer Art Mitleiden für ein angetanes Unrecht, daß Peter Kreuger sich bestimmt nicht mehr zurecht fand und sich förmlich entschuldigte.

„Je nun, ich meinte ja nicht, daß der Herr Gendarm anders als dort drüben am Tisch gegessen haben könnte, bei seinem sechsten Glas Bier etwa. So habt ihr uns doch immer erzählt, Jaediden Mutter. Hätte er aber auch anderen Orts seine Laune vertan, es wäre uns ebenso recht gewesen. Das möchte ich meinen.“

Peter Kreuger überstürzte sich etwas und hatte sich dabei geschworen, fortan nie wieder seine Geschichte in diesem Hause zu erzählen, denn es ereignete sich zudem, daß der Gast auf den Blick der Schützenhauswirtin bedeutungsvoll ihr mit den Augen zublinkle, als wollte er damit sagen, sie solle ihn, Peter Kreuger, nicht seinetwillen aus der Rolle bringen. Er würde schon selber ins Grade rücken, was des Lichtes bedurfte.

Das verstand Peter Kreuger erst recht nicht.

Wenn Nehmeyer ihm nicht gut zugeredet hätte, Peter Kreuger würde gewiß jetzt mit dem Erzählen aufgehört haben. So aber sah er zu seinem Freund hinüber und tat, als müßte er ihm die ganze Angelegenheit noch einmal in die Erinnerung zurückrufen. Er fuhr fort:

„In unseren Paketen fanden wir Brote mit Schinken und Würst und Käse darauf, wie wir sie seit Jahren uns nicht haben zulegen können. So gut hatten wir den ganzen Monat hindurch nicht gespeist und soviel bestimmt noch nicht einmal in der Woche.

Prost, Herr Nehmeyer, prost, Herr Kreuger, ging es hinüber und herüber. Die Pritschen bogen sich unter unserem wohlthuenden Gerede. Bald stritten wir uns um den nächsten Schluck, bald auch um das Rätsel des Spenders. Er hätte sich uns schließlich doch verraten können. Drei Flaschen Bier waren schon etwas viel, daß wir sie ohne weiteres von unbekannter Hand annehmen konnten. Wir tranken also unter Beschwerde.

Und wir mochten sie gerade erst geleert haben, als auch schon abermals die untere Thür ging.

Wir legten die leeren Flaschen ins Kreuz oder unter die Weichteile unseres Körpers, um sie versteckt zu halten, falls der Gendarm kommen sollte, noch einmal nach uns auszuschauen.

Wir lauschten. Der Gendarm würde anders die Treppen heraufgehen, nicht gar so rücksichtsvoll und um unseren Schlaf besorgt.

Nun waren wir gekränkt. Dieselben leisen Schritte, das freche Geräusch des Geländers. Wir mochten aus einer Niemandshand keine Almosen nehmen. Wir blieben liegen.

Die Stimme rief mit ihrem leisen Gehauch, wir antworteten nicht. Mochte man denken, wir schliefen.

Da pochte es an der Diele, als stellte man etwas Hartes ab. Wir sprangen auf. Versuchten die unsichtbare Hand zu greifen und stießen dabei doch nur eine Bierflasche um.

„Ihr Dummen“, sagte das Etwas und entschlüpfte schon wieder. Diesmal wurde die Thüre unten sogar fest verschlossen.

Indessen hatten wir drei neue Flaschen im Arm. Wir flüchteten mit unserer köstlichen Habe zu unserem Gelasse, hatten keine Sinne dafür, uns gegenseitig nach dem Geheimnis zu befragen, hoben an und tranken, bis wir die Welt nicht mehr über uns trugen.

Könnten die Wände sprechen, wir müßten hinübergehen und uns erzählen lassen,

wie uns geschah. Ich vermag es nicht zu berichten.

Wir erwachten erst gegen Mittag des nächsten Tages, dumpf im Kopf und wie zerشلagen in unseren Gliedern. Schnell überfahen wir unsere seltsame Lage und stellten unsere entleerten Kostbarkeiten in die Ecke hinter die Pritsche, wohin tags kein Sonnenstrahl fiel. Und es währte nicht mehr lange, da kam auch schon der Gendarm.“

Peter Kreuger, der gerade bei seinem Erzählen den fremden Gast angesehen hatte, mußte sich an Nehmeyer wenden, wenn er jetzt nicht vor allen seine Ruhe verlieren sollte. Es war doch eine Frechheit, darüber zu lachen, als ob das alles gar nicht stimmen konnte, was er berichtete.

„Nicht wahr, Nehmeyer, das schien uns schon seltsam genug, als wir von ihm den Besen und die Kehre in die Hand gedrückt bekamen, unser Gemach sonntäglich zu säubern, ehe wir das Essen erhielten. Wir hätten gewiß darauf verzichtet, so satt waren wir noch, aber Himmel, was duftete diese Erbsensuppe.

Ich dich nur ordentlich voll, sagtest du spöttisch zu mir, als der Riegel wieder im Schloß knirschte, heute nacht kommt der Geist nicht noch einmal, uns so vortrefflich zu verpflegen. Wir sind doch keine Königsfinder.

Darüber hatte auch ich schon nachgedacht und mir vergebliche Mühe gegeben herauszufinden, wessen Stimme mir eigentlich noch immer im Ohr klang. Die Erscheinung blieb auf der Flucht vor uns und war fremd.

Leider hatten wir dem Herrn Gendarm unser köstliches Geheimnis nicht einmal anvertrauen dürfen, wie gern wir es auch getan hätten. Es fiel uns sehr schwer, von diesem Glück alle Nachricht bei uns zu behalten, aber dann hätten wir ihm auch klarmachen müssen, wie groß zwar unser Appetit auf die Erbsensuppe, wie gering jedoch unser Hunger war.

Dabei blieb die Erbsensuppe doch mein besonderer Fall, seit ich sie bei der Schützenhauswirtin so richtig schätzen gelernt hatte. Nehmeyer meinte zwar schon nach dem ersten Happen, daß sie bestimmt Mutter Jaedike gekocht habe, soviel Speck täte sonst niemand hinein, ich jedoch lehnte seine Vermutungen restlos ab.

Ich entsann mich plötzlich gar nicht mehr der herrlichen nächtlichen Überraschung und meiner Vermutung betreffs ihres Urhebers, denn ich meinte bestimmt, niemand drüben könnte ahnen, daß wir armen Würmer uns in diesem Gemäuer aufhielten. Man fühlt sich auch wirklich in so engen Grenzen plötzlich von aller Welt verlassen, und ich entsann mich in diesen beiden Tagen seltsam oft eines Schauspiels, darin ein alter Vater ebenso streng eingekerkert und von seinem Kinde mit kläglichster Kost bedacht worden war, daß er die Welt nur noch wie eine ferne Erscheinung zu betrachten pflegte. Selten habe ich wie in diesen Augenblicken Sehnsucht nach der Freiheit verspürt und bin mir dabei doch einer grenzenlosen Armut, sie zu gewinnen, bewußt gewesen.

Wir aßen indessen unsere Teller mit vieler Mühe und nur dergestalt, daß wir uns gegenseitig Befehle erteilten, restlos leer. Unsere Gastgeber sollten sich über uns nicht beklagen können, aber wir meinten auch schon, deshalb plaken zu müssen, unseren Leibern mangelte es an jeglichem Raum.

Wie erschrakten wir darum, als der Gendarm zurückkehrte und bescheiden mit einem leichten Lächeln in seinen Mundwinkeln anfragte, ob wir wohl noch eine Schüssel voll Essen nachbestellt haben wollten, was man zum Sonntag schließlich trotz aller Strenge verstehen könnte.

Hätte er dieses Lachen nicht gezeigt, das unser Invermögen voraussehen wollte, Nehmeyer hätte bestimmt in dergleichen freundlichen Weise für uns beide gedankt. Nun aber hatte er wie ein Raubtier auf jedes feindliche Geräusch bedacht, dieses Schmunzeln gesehen, und er ging zu dem einzig möglichen Angriff vor, er bat sogar ausdrücklich noch um eine weitere Mahlzeit und fragte, wer denn von solchem Rest hätte satt werden können. Der Gendarm wurde ernst, nahm unsere Schüsseln und ging.

Was sollte ich dazu sagen?

Laufen, marsch, marsch, herrschte mich Nehmeyer an, ehe ich ihn zur Rede stellen konnte. Seine Stimme war noch ganz erfüllt von der Kampfansage, zwang mich in die nun eingenommene Stellung, wir mußten uns wappnen. Selbst wenn der Gendarm keine neue Fuhre brachte,

bedurften unsere Körper dieser Bewegung. Sie verlangten danach. Über den Flur, auf die Pritschen, durch den Schimmel unter dem Fenster über meine, unter seine Pritsche. Das war ein Lauf. Kreuz und quer ging es, soweit es nur das enge Verließ erlaubte. Niemals habe ich meine Knochen so herrlich hingestreckt wie nach diesen Runden. Den Himmel sah ich über mir in einem aufgebrochenen, fröhlichen Blau, als habe er sich mit unserer Gefangenschaft schon völlig abgefunden und schien uns nur noch durch die paar eisernen Stäbe von uns getrennt zu sein. Kein Schritt war von der StraÙe her zu hören. In die Häuser schien der sonntägliche Mittagschlaf eingebrochen zu sein, dem auch ich mich nun in einer Art Wohlgefälligkeit hinzugeben bereit fand. Daß der Gendarm noch einmal kommen könnte, hatte ich jedenfalls schon ins Vergessen geschrieben, als die Türe im unteren Flur plötzlich ging. Ich schrak aus meinen Träumen. Nehmeyer stand schon am Gitter, er war noch völlig in Angriffsstellung, sich keine Blößen zu geben. Ehe der Gendarm heraufstieg, fand auch ich mich auf leisen Sohlen neben Nehmeyer ein, das verlangte unsere Kameradschaft. Wobei ich nicht verhehlen will, daß auch ich in Folge der ereignislosen Zeit gespannt war auf die kommenden Dinge.

So mag es den Eindruck erweckt haben, als stünden wir wie wilde Tiere hinter unserm Verschlag, gierig die Blicke auf das Essen gerichtet, das man uns reichen würde.

Wie aber erschrakten wir, als wir wirklich in den Händen des Gendarmen noch zwei weitere Schüsseln mit Erbsensuppe erblickten, denn wir hatten es doch gewiß nicht ernst genommen, daß er uns die zurückgegebene lose Rede als wahr angerechnet haben könnte.

Was sollten wir tun?

Nehmeyer nahm die stumm und mit ein wenig Mißtrauen gebotene Mahlzeit mit jener Selbstverständlichkeit, die ich in seinem Leben immer bewundert habe, und ich mühte mich, ihm nachzueifern. Wir taten ganz so, als seien wir zwei Gänge einfach von Hause her gewohnt und wären empfindlich in unserm Lebens-

wandel gestört worden, wenn es sich anders zugetragen hätte.

Welch ein Glück war es doch, daß der Gendarm uns nur mit großen Augen die ersten Happen verschlingen sah und dann die Tür wieder verriegelte und verschwand. Das Bild, das sich nun darbot, war schon zum Bejammern elend. Sihen konnten wir nicht mehr.

„Iß, Mensch“, schrie mich Nehmeyer an, als sei der leibhaftige Teufel hinter uns her. Wir wußten ja nicht, wann er die Schüsseln wieder abholen würde, und zum Wegschütten hatten wir keinerlei Gelegenheit. Eine Blöße aber hätten wir uns nie gegeben. Also mußte die Erbsensuppe hinein. Und sie war wirklich wieder so schön, mit seltenem Reiz blieb der Geschmack auf der Zunge. Dem Umstand mochten wir es überhaupt nur verdanken, daß wir nichts, aber auch gar nichts mehr überließen.

Auf die Pritschen, unter die Pritschen, so hieß das Kommando zwischendurch. Wir wälzten uns vom Bauch auf den Rücken, als ob das stopfte. Wir kneteten an uns herum wie an einem Ruchenteig, der in eine Form, die schon bereit stand, hinein mußte. So zwangen wir es.

Laufen: marsch, marsch, befahl Nehmeyer, und wieder machten wir unsere Runde. Wir stellten unsere Geschirre an das Gitter, mochte sie abholen, wer da wollte, auch die Zeit schien uns völlig gleichgültig zu sein. Wir wollten nichts anderes, als eine große Ruhe jetzt haben. Wir streckten uns mühselig auf unsere Lager und schliefen dann auch, erst der eine, dann schnarchend der andere bald darauf ein.

Es war schon finster, und wir hatten vortrefflich geruht, als wir plötzlich zur gleichen Zeit vom Geknarr der Stiegen aufschreckten. Wir konnten uns noch gar nicht richtig besinnen, wo wir wohl waren und was uns zu tun übrigblieb, als wir das dumpfe Geräusch vernahmen, das uns vom Vorabend her noch in Erinnerung war. Nicht etwa wieder Butterbrote, schrie es mir durch den Kopf, denn ich fühlte jählings für weitere Aufnahmen solcher Genüsse die Enge meines Leibes und hätte beinahe ausdrücklich nur um das Bier gebeten, wenn mich nicht Nehmeyer am Rock gefaßt hätte. Er zog

mich mutig mit nach vorn. Er wollte dem Geist in das Auge sehen, ihn fragen, wer er wohl sei.

Ob dies nun erkannt worden war, oder wir doch zulange getrödelte hatten, die Stiegen knarrten bereits wieder vom Abwärtstasten. Wir konnten uns keinerlei Erklärung geben und fanden nur die drei Flaschen Bier für jeden und die Butterbrote, als sei das von langher so vereinbart gewesen. Die Erbsensuppe stieg mir hoch. Sollten wir denn geheimnisvoll gemästet werden?

„Wie dick ist dein Fingerlein, Nehmeyer, bringst du ihn noch durch die Stäbe hindurch“, näselte ich die Heze nach, die mir einmal in einem Kindermärchen begegnet war.

Nehmeyer hatte aber sein Bier schon längst wieder in Sicherheit gebracht und tat so, als sei alles mit größter Selbstverständlichkeit geschehen.

Er ist für die nackten Tatsachen, ich weiß. Ja, du brauchst dich nicht zu entschuldigen, mein Bester. Aber so war ich nicht. Ich mußte nachdenken, wie wir wohl zu solchen Gaben kommen konnten, rechnete mit Möglichkeiten.“

„Und kamst doch dabei zu keinerlei Ziel“, fiel Freund Nehmeyer ein. Peter Kreuger lachte. Es schien alles wieder völlig in Ordnung zu gehen. Nehmeyer hatte sein Stichwort richtig gehalten, und der Fremde saß da, wie eben Fremde bei solch einer Geschichte zu sitzen haben. Es war an der Zeit, eine neue Lage herauszuschinden.

„Wie sollte ich auch diesmal zum Ziele kommen. Wenn der Gendarm wenigstens wieder seinen Geruch vom Sonnabend an sich gehabt hätte, dann würde ich schon die Quelle unserer Wohltaten erkannt haben. Der Verdacht, daß Mutter Jaedide unser Schutzengel gewesen sein könnte, wäre mir zumindestens aufgestoßen. So aber blieb nichts anderes zu tun, als sich letzten Endes doch den lukullischen Genüssen hinzugeben. Und wie waren wir schon so satt.“

Es hat immer seine eigne Bewandnis mit einer Flasche Bier, das muß ich hier sagen. Uns jedenfalls hat sie die Magenerven gestärkt, daß wir alles, was wir empfangen hatten, mit der Zeit auch

bestens verzehrten. Mutter Jaedick jedenfalls . . .“

Weiter kam Peter Kreuger diesmal nicht, und er wollte gewiß jetzt den zur neuen Lage verpflichtenden Satz einfügen. Er sah ganz herausfordernd in das Gesicht des fremden Gastes, den er soeben dabei ertappt hatte, wie er heimlich nach der ruhenden Hand der Schützenhauswirthin, der Frau Jaedick, seiner Frau Jaedick gegriffen hatte. Solch eine Frechheit.

Fast schien es auch noch, als hätte er sie behüten wollen aufzustehen und gar eine Lage herbeizuholen. Auf jeden Fall aber . . .

Peter Kreuger empfand diese Hand der Mutter Jaedick als sein Besitz, so war es an diesem Stammtisch schon seit langem gewertet worden, und er hätte auch schon darum angehalten, wenn er nicht längst wüßte, daß sie ihm aus gewissen, unnenkbaren Gründen ausgeschlagen worden wäre.

Er verwarnte den anderen mit leichtem Lächeln und sagte: „Das kostet wohl eine Lage, mein Herr . . .“ Und er ließ den Atem schwingen, als wollte sich darauf noch ein Name tun, Herr Soundjo und Etwas.

Der andere aber richtete sich auf und blickte wie aus einer anderen Welt auf die Alten herab. Er hielt dabei seine Hand auf die der Mutter Jaedick gelegt, als sei dies schon immer so gewesen, und sagte, zu Peter Kreuger gewandt:

„Nun habe ich wohl genug gehört und muß restlos davon überzeugt sein, mit welchem Hornvieh von Gendarm Sie es damals zu tun gehabt haben, daß der so wenig auf seine Gäste achtgab. Das tut man doch schon aus Anstand, wollten Sie sagen, auch wenn man in einem Gefängnis sitzt. Davon hätte ihn auch alle Klugheit nicht abhalten dürfen. Das ist wohl wahr, Peter Kreuger oder wie Sie heißen, ich entsinne mich gut.“

Er tat dabei, als holte er diesen Namen von weit her und freute sich seiner trotzdem noch frischen Erscheinung.

„Es war ein schlechter Gendarm, das müssen wir einsehen. Daß er zuließ, daß es euch so gut gehen konnte, ist Grund genug, überhaupt an seinen Gendarmeneigenschaften zu zweifeln.“

Wenn er an meiner Stelle hier säße, er würde vielleicht auch wieder nicht einmal merken, weshalb ihr eigentlich zum tausendsten Male diese Geschichte erzählt, Peter Kreuger, so dumm mußte er sein.“

Peter Kreuger war ganz rot im Gesicht ob dieser persönlichen Anrede und wußte doch gar nicht, woher er die Farbe nahm und was der Grund ihres plötzlichen Erscheinens sein könnte.

Der Andere fuhr indessen in seiner Rede fort.

„Vielleicht ist er aber auch euer persönlicher Gegner gewesen, das müßt ihr noch genau bedenken, denn er hat doch am nächsten Tage euch nicht mit Musik aus dem Kasten holen lassen, sondern euch nur entlassen, wie es das Gesetz ihm befahl. Darüber habt ihr wohl aber bei euren Abendfeierstunden noch keine Zeit gehabt nachzudenken, nämlich, wer auch die Bierflaschen so sorgfältig fortbesorgt hat, daß es nicht nachträglich noch Scherereien geben konnte. Es waren doch mittlerweile immerhin vierundzwanzig Flaschen geworden.“

Peter Kreuger erstaunte, wie gut der Fremde seiner Erzählung gefolgt war, so genau hatte er selbst ihren damaligen Bierbestand noch gar nicht überrechnet gehabt.

Nehmeyer lachte. Ihm schien die Rechnung übertrieben zu sein. Der Fremde aber meinte, Nehmeyer hätte seine Gedanken bei dem Gendarm und sagte höhniisch: „Gewiß, das hätte er wenigstens riechen müssen, daß in dem Laden getrunken worden war, oder hatte er etwa gemeint, die habt ihr ihm nur so zu seiner Belustigung unter die Pritschen gezaubert?“

Jetzt wurde der Gast sehr ernst, nahm seine Hände fort von den Fingern der Jaedick-Mutter und sprach so, als sei er völlig in sich gefehrt, daß seine Worte die anderen kaum noch am Ohre berührten. Es klang, wie die Stimme eines Menschen, der aus der Welt überladener Fülle heimgekehrt war und nun plötzlich wieder sich selber reden hörte, sein eigenes Herz ganz allein schlagen spürte. Es war ganz still in dem Raum.

„Du warst wohl nach zwei Tagen wieder frei, lieber Peter Kreuger, und bist nur einmal noch ins Gefängnis ge-

kommen, ich weiß es wohl, du brauchst es uns nicht zu erzählen: weil du verhungert warst und nun glaubtest, es würde dir ähnlich ergehen wie damals im Spritzenhaus. Die Gründe zur Bestrafung aber waren schwererer Art oder die Zelle bereits besetzt, sei es drum, man brachte dich zum Kreisgericht, und es ging dir dort anders. Du hast keine Geschichte über den anderen Gendarmen. Das weiß ich. Er war grausam und hart. Er stieß dich wie ein Tier beiseite, daß du dich ungern deiner Freiheit beraubt sahst.

Es blieben dies aber nur zwei Tage in deinem Leben auf die Art geraubt. Der Gendarm jedoch, der euch, Nehmeyer und Peter Kreuger, so grenzenlos vernachlässigt hatte, der Gendarm blieb zehn Jahre hinter solchen unfreien Gittern seiner Gendarmeriewachtmeisteruniform. Er hat gut achtgeben müssen, daß man nicht dabei selbst im Schlafe sein allzu menschliches Herz schlagen hörte. Denn dieses Herz hatte einen anderen Takt, als es die Regierung für Gendarmeriewachtmeister vorgegeschrieben hatte.

So und jetzt staunt ihr. Und jetzt bestell ich euch eine Lage, damit ihr etwas wohlwollender und helllichtiger werdet. Nicht wahr, Mutter Jaedide.“

Der standen die Tränen in den Augen, daß sie gar nicht recht sehen konnte. Es hatte doch noch nie Streit in ihrem Hause seit der damaligen schweren Zeit gegeben, und nun plötzlich kam einer daher, der machte ihr das Herz und die Hände so schwer, und sie konnte gar nichts Rechtes dazu sagen.

Sie schenkte das Bier ein, und es war ihr wie in ihren schönsten Zeiten zumute, wo ihr der Gendarm, gerade derselbe, von drüben am Tisch her immer so bereitwillig zugetrunken hatte. Am nächsten Abend war er wiedergekommen, hatte sich an denselben Platz gesetzt. Es war ein trüber Tag, indessen die beiden Freunde drüben im Spritzenhaus saßen, so versuchte sie, dem Gendarm die Zeit zu vertreiben. Andere Gäste waren nicht zum Schützenhaus gekommen, weshalb sollte sie sich nicht zu ihm setzen. Die Kornflasche nahm sie mit, und sie schenkte ihm ein, bis sie glaubte, wieder den Weg nach drüben zu dem verschlossenen Gitter

unternehmen zu können. Der Gendarm sagte nichts, obschon es ihr doch schien, daß er es beobachtet haben könnte.

Als sie wiederkehrte, legte er nur seine Hände langsam und von seltsamem Blick begleitet auf die ihren.

So weich und schön war es wie vorhin.

Mutter Jaedide erschrak über den Vergleich ihrer Gedanken, aber sie besann sich sofort. Er konnte es nicht sein, war fortgegangen, plötzlich, ohne Abschied, und der andere, der jetzt neben ihr saß, hatte einen dicken Bart um den Mund, den der Gendarm frei und ein wenig aufgewellt in seinem vollen Gesicht meist geschlossen und etwas verträumt zu liegen hatte.

Wenn nur nicht dieser Glanz in den Augen des Fremden wäre, dann würde sie ihre Vermutungen reiflos abschütteln und ihre Empfindungen hemmen können.

Aber der Blick war zu sonderbar.

Wenn sie etwas vom Schlag des Herzens damals bei den Händen verspürt hätte, wenig Worte hätten ihr genügt, aber nichts dergleichen wollte er preisgeben. Er redete nichts und kam nach diesen beiden Malen, wo sie allein waren, nicht mehr wieder, und es war ihr, als hätte jemand eine Tür zu ihrem Innern aufgeschlossen, sei hindurchgeschritten und wieder hinaus und habe vergessen, die Tür wieder zu schließen. Nun stand sie offen, in banger Erwartung und lauschte auf jeden fremden Schritt.

Da kam aber am nächsten Tag nur der dumme Jonas vom Nachbarhaus mit einem schönen Gruß vom Herrn Hasermann zurück. Wer war schon Herr Hasermann! Sie hatte sich die Flaschen am Abend selbst holen wollen, damit der Gendarm nicht erst etwas davon merkte. Hoffentlich hatte der Herr Hasermann ihm nichts gesagt, denn die gelieferten Getränke waren schließlich nicht auf seine Rechnung gegangen. Da wollte sie keine noch besonderen nachträglichen Ärgernisse haben.

Das kam ihr jetzt alles beim Einschenken in den Sinn, und als sie die Lage zum Tisch brachte, setzte sie sich nicht mehr sondern ging zur Tür zurück, als sei ihr eine Erleuchtung gekommen. Der Herr Hasermann und der Gendarm, das ist ein und dieselbe Person gewesen, gewiß. Zu dumm, daß sie damals nie nachgefragt

hatte. Wie konnte es auch anders gewesen sein.

Sie müßte erst einmal in die Küche, rief sie den Zurückbleibenden, die sie ungern gehen lassen wollten, zu und war schon durch die Türe, als hätte sie noch eine besondere Überraschung für diesen späten Abend vorbereitet.

Schon im Flur jedoch hielt sie inne und holte das Gästebuch des Schützenhauses aus dem Glasschrank, sie hatte sein Dasein noch niemals für notwendig befunden, aber getreu einem alten Brauch des Hauses sich eintragen lassen, wer zur Nacht in ihrem Hause blieb. Nun streichelte sie das Buch. Sie hatte es kaum aufgeschlagen, da stand der Name des heute angekommenen Gastes streng und klar vor ihrem Gesicht: Hasermann.

Wie konnte es auch anders sein. Sie hatte ein Recht gehabt, ihm ihre Hände getrost zu überlassen. Schon damals war es ihr in den Sinn gekommen, als sie sich an seinem Tisch vorbei heimlich mit den Bierflaschen und den Broten zum Spritzenhaus schleichen mußte. Wie hatte er ihr leid getan, gerade ihn betrügen zu müssen, der sicherlich einen guten Gastwirt abgeben würde, so redlich und wahrhaftig jah er drein. Was war Peter Kreuger schon dagegen. Und wegen der anderen Sache, das hätte man ihm nur einmal ordentlich sagen müssen.

Sie hatte ihm das Gasthaus rein gehalten. Das konnte sie jedenfalls heute behaupten, wenn er sie fragen würde. Nun wußten es ja auch die anderen, wie es um ihn gewesen war, damals und all die Jahre. Sie wischte sich die Augen aus, es sollte niemand etwas von ihrer Erregung merken, und sie wollte es auch gewiß niemanden wissen lassen, wer heute Nacht noch unter ihrem Dache schlief.

So trat sie zurück in die Stube.

Da war aber inzwischen der Fall schon gleichfalls zur Klärung gekommen. Was galten noch Stand und Namen, nun wußten sie, daß sie Kameraden gewesen sind.

Nur der nüchterne Nehmeyer erhob noch einmal seine Bedenken, so schnell gingen die Gefühle nicht mit ihm durch.

„Ja, Karl“, sagte er zu dem Fremden, als ob sie sich seit der Kinderzeit nicht mehr aus den Augen verloren hätten,

„ja, Karl, wenn dem nun so war“, er hüftelte etwas an seinen schwerabgewogenen Worten herum, „wenn dem nun so war, weshalb hast du nicht schleunigst deine Wärterjacke in den Ofen geworfen? Du hättest dann freilich kein Gehalt mehr bekommen.“

Mutter Jaedicke, die gerade hereingetreten war und seine Worte vernahm, wollte sich voller Empörung zu ihm stürzen, der also Beschuldigte nahm sie leise beiseite.

„Laß ihn nur“, sagte er, „das ist schon alles recht.“

Dann trank er.

„Du mußt immer einen Gegner suchen, Andreas. Ich will dir einen alten Freund nahebringen. Höre zu! Hätte ich meine Jacke damals verworfen, ach, um das Geld wär es nicht schade gewesen, aber euch allen hätte ich Nachteile bringen müssen, derweil ich nichts und niemandem nußte. Arbeitslos wär ich geworden und weiß nicht, was noch, denn als Schützenhauswirt hätte ich mich damals am allerwenigsten geeignet. Auch ein Gendarmenherz ist ein menschliches Herz.“

So aber gab ich gut acht, wie ein Bauersmann, was in diesem Ort zu gedeihen hatte, half auch noch mehr, als ihr vermuten könnt.

Ihr müßt es halt glauben, erzählen kann man nicht viel.“

„Ja“, meinte Nehmeyer wieder, „auch das ist gut, aber dann hättest du uns etwas sagen können, ein Zeichen nur, und wir hätten von dir gewußt.“

„Morgen schon“, fiel da der ehemalige Gendarm ihm herrisch in das Wort, „morgen schon wäre die ganze Sache verpiffen gewesen. Weißt wohl nicht mehr, wie es um euch stand.“

Und dann noch eins, ich bin zum Spion nicht geboren. Frei aus mir selber wollte ich handeln und frei vor mir selber bestehen. Ich habe ja auch niemals die Forderung angemeldet, gleichgewertet zu werden für diese gewaltige Zeit wie ihr, die ihr euch mit dem Leben ganz offensichtlich dafür eingesetzt habt.

Glauben müßt ihr mir nur, es war auch für mich nicht ganz leicht. Auch als es zuviel wurde, hab ich nicht anders entschieden. Mein Opfer brauchte das Werk, meine ich.“

Da gab Andreas Nehmeyer als erster dem anderen die Hand.

Er sagte nichts dazu, und es war doch, als fängen Choräle in dem verdämmerten Raum.

In diese Andacht hinein sprach dann Karl Hafermann noch die entscheidenden Worte:

„Ich hab noch etwas anderes geopfert um der Sache willen, Peter Kreuger, das geht dich an, das mußt du wissen, und es wird auch zwischen uns vieles klarer fortan sein. Etwas Inneres, weißt du, dessentwegen du dir sicherlich hier im Schützenhaus vergebens den Kopf einrennst, du verstehst mich schon. Siehst du, das ging auch nicht anders. Denn hätte ich damals meinen Wunsch sprechen lassen, der Gendarm, der gegen euch stand, ihr wißt ja, der schläfrige Gendarm wäre durch einen klügeren ersetzt worden, aber das Schützenhaus um keinen Mann reicher geworden und nur selber verarmt.

Darum kam ich erst heute zurück. Und nun ist es so weit, nicht wahr, Annalies Jaedicke, nun ist es so weit.“

Hafermann sprach es mit einer klaren Bestimmtheit, gegen die niemand mehr etwas sagen konnte. Peter Kreuger sah sich dabei vor eine Entscheidung gestellt und war doch froh, daß eigentlich seine Niederlage schon längst bestimmt war. Wichtig erschien es ihm nur noch, die Stammtischrunde zu erhalten.

Da war Karl Hafermann aber völlig sein Mann, auch wenn er meinte, fortan bei Fremdenbesuchen auf die Geschichte von dem blöden Gendarm verzichten zu müssen. Vom Helden zum Harlekin sei der Weg oft nicht weit. Das wollte ihm Peter Kreuger wohl auch nicht verübeln. Peter Kreuger schlug ein, es war ihm heute förmlich eine Qual gewesen, seine Stammtischpflicht zu erfüllen, Mutter Jaedicke sollte wieder ihre Ruhe haben. Sie tranken darauf.

Dann schickte Hafermann die Gastwirtin mit guten Worten vom Schanktisch fort, sie sollte sich ausschlafen gehen, morgen würde ein noch angestrengter Tag werden. Das sagte er zu ihr, und es war

viel Liebe unter den harten Worten. Da hatte Mutter Jaedicke allen die Hand gereicht, war zur Schänke gegangen, hatte den Schlüssel abgezogen und ihn, als sei es so nie anders gewesen, dem fremden Gaste, dem alten Gendarm, dem Karl Hafermann hingegeben.

Sie waren alle ganz weich und gerührt geworden. Peter Kreuger spielte mit seinen Händen dergestalt, daß er Zeigefinger und Daumen gegeneinander rieb, so verlegen fühlte er sich.

Mutter Jaedicke hatte den Schlüssel hingereicht, als sei es der Beschluß ihres Herzens. Da, da ist er, nun hast du ihn wie mich selbst. Und dann war sie gegangen. Nichts war daran mehr zu ändern, und Karl Hafermann hatte die Schlüssel in Besitz genommen, als geschehe das schon Jahr aus Jahr ein so und nicht anders. Er gab das Bier wie ein richtiger Krugwirt und feierte mit seinen Gästen die Nacht hindurch, als wollte er ihnen zeigen, wie sehr er ihnen gewogen sei.

Sie zechten bis in den Morgen.

Als sie sich dann aber die Schlüssel zum Spritzenhaus holen ließen und noch einmal in das alte Verwahrtsam hinaufstiegen, da war es Peter Kreuger plötzlich, als sei nun einer dahergekommen, der habe sie alle aus jahrelangen Gepflogenheiten herausgerissen, habe sie plötzlich überrannt, ehe sie recht wach geworden seien und von ihnen das Kleinod fortgenommen, das sie schon so verschmiert hatten im vielen Gebrauch, das es fast unansehnlich geworden war, die Sage von der Schützenhauswirtin. Die Geschichte von ihm, dem Peter Kreuger. Die nahm der andere nun mit der Schützenhauswirtin in sein Verwahrtsam. Ein Gendarm, der Gendarm eines Herzens, Karl Hafermann. Man würde wohl Mühe haben, seiner Freundschaft wert zu sein. Nicht etwa des Stammtisches wegen, das dachte Peter Kreuger noch, und es soll ihm zugute gerechnet werden, sondern deshalb, weil der Hafermann, der Gendarm und Schützenhauswirt Hafermann wirklich ein Kerl ist.



Reitelkähne am Kurischen Haff



# Radde

## Ein Danziger erforscht die russische Wildnis

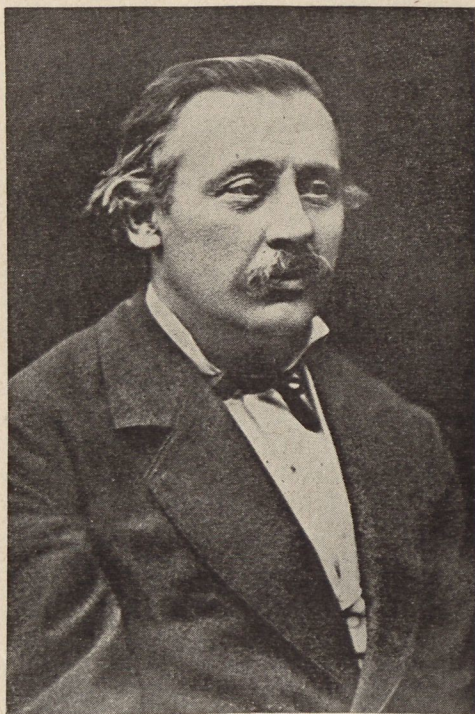
Von Lothar P. Manhold

Aus Spanien war zu Anfang der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine Sendung verschiedener Pflanzen und präparierter Tiere nach Danzig in die Hände eines gewissen Karl Kumm gelangt. Der Empfänger zeigte sie seinem Freunde, dem 20jährigen Gustav Radde und bei der gemeinsam vorgenommenen Musterung der eingetroffenen Schätze geschah es, daß der junge Apothekergehilfe von drei spanischen Käfern geradezu verzaubert wurde.

In Märchen und alten Novellen wird erzählt, wie Könige, Prinzen und junge Helden von dem bloßen Anblick eines gemalten Mädchenbildnisses so entzückt werden, und derart außer Rand und Band geraten, daß sie nicht eher Ruhe geben, als bis sie nach stürmischen Meerfahrten, mühsamen Wanderungen durch Wüsten und Wildnisse, nach Kämpfen mit mancherlei Gewalten die unbekannte Prinzessin, in deren Bild sie sich verliebten, nach Hause führen können.

Wie diesen erging es auch unserem Apothekergehilfen Gustav Radde. Der Anblick der drei präparierten Tiere namens JULODIS FIDELISSIMA, DORCADION GLYCYRRIZAE und CANTONIA versetzten ihn in einen solchen Taumel verliebter Unruhe, Abenteuerlust und Sehnsucht nach den fernen Ländern, in denen diese Geschöpfe leben, daß nicht einmal der tägliche, 15 Stunden dauernde Dienst in der Raths-Apothek auf dem Langen Markt das einmal ausgebrochene Feuer mehr dämpfen konnte. Während der Jüngling Kunden bediente, während er mischte, wog, Extrakte herstellte, Anhänger beschrieb und Pillen drehte, dachte er immer nur daran, wie er hinauskommen könnte in die weite Welt.

Und eines Tages hoben sich tatsächlich die Schlagbäume, die ihm den Weg aus der Vaterstadt so lange verstellt hatten! Die Naturforschende Gesellschaft verschaffte ihm ein kleines Stipendium, der



Gustav Radde um 1880

russische Generalkonsul in Danzig, ein Herr von Adellung, verschah ihn mit einem Paß aus der 3. Abteilung der Kanzlei des Zaren — und alsbald machte sich der Zwanzigjährige in aller Eile und Begeisterung an die Vorbereitungen zur Reise, die nach der Krim gehen sollte.

Aus Vaters weißer Badedecke ließ er sich einen gewaltigen Radmantel schneiden, dem dann noch ein prächtiger Fuchskragen aufgesetzt wurde. Über eine blaue Bluse zog der Jüngling eine gelbe, ärmellose Napoleonsweste, er zog die mächtigen Wasserstiefel an, hängte sich die geräumige Jagdtasche um, griff nach der Büchse und stand nun als ein Eroberer fremder, unerforschter Länder in seinem Stübchen.

Allein, so sehr ihn auch die Freude bewegte, seinen Reiseplan hielt er nach Möglichkeit geheim, er fürchtete sich vor spöttischen Zungen, vor hämischen Reden, und heimlich, zu ungewohnter Stunde, verließ er die Vaterstadt. Es war weit nach Mitternacht, als er durch die finsternen Gassen zur Posthalte ging. Regen rauschte in Strömen nieder. Vom Rathhausturm schlug es die zweite Stunde, und das Glockenspiel sandte dem Scheidenden die Melodie des schönen Gerhardt'schen Liedes „Befiehl du deine Wege“ nach. Das Posthorn wurde geblasen . . . dort stand der Wagen . . . Der Jüngling kletterte hinein und dann begann die Fahrt. Durch Tore fuhren sie und vorüber an hohen Wällen. Nun blieb das alles zurück; zum ersten Male in seinem Leben fühlte sich der junge Radde frei.

Mühsam war das Reisen in jener Zeit, und die Wirklichkeit, in der sich Radde nun bewegte, hatte doch ein ganz anderes Aussehen, als jene Fantasiebilder, die er sich zu Hause im behaglichen Stübchen und in der Apotheke gemacht hatte. „Wer Land und Leute kennenlernen will, der muß in meiner Art reisen“, pflegte er später zu sagen, „anders geht es nicht; jede persönliche Verwöhnung, Bequemlichkeit, Verweichlichung, gepaart mit Oberflächlichkeit und Eile sind nicht dazu geeignet.“

Da saß er also auf einem schlechten, schmutzigen Karren, der mit elenden, hinkenden Pferden bespannt war und rollte durch den Schlamm der Wege des russischen Polens. Die Juden, auf die er angewiesen war, weil er sich mit ihnen halbwegs verständigen konnte, betrogen ihn; aber nichts konnte Radde entmutigen. Nicht einen Augenblick kam ihm der Gedanke an eine mögliche Heimkehr, ganz im Gegenteil. Radde umging auch noch die wenigen Bequemlichkeiten, die es gab. Er sah diese Fahrt als eine gute Vorbereitung für kommende Dinge an.

Nach langer Reise kam er endlich nach Odessa. Es war Frühling geworden und fröhlich setzte er seine Reise nach der Krim fort. Sein Ziel hieß Simferopol. Und da zog er nun durch das Land, mit weit offenen Augen die Wunder der erwachenden Natur anstaunend. Die Schwarz- und Silberpappeln hatten

schon die harzigen Blattknospen gesprengt; zarte Schleier, blaugrau und silbergrün, umhüllten die Kronen und zu Füßen der Bäume blühten Primeln und Scilla . . . Ein Klingen und Rauschen erfüllte die Luft; es kam von den unzähligen Wasseradern her, die in den Gesteinsrinnen von den Bergen, wo der Schnee taute, in das Tal flossen.

Immer wieder erlebte es Radde, daß fremde Menschen, die doch gar kein Interesse an ihm haben konnten, ihm unerwartet freundlich entgegen kamen. Auch in Simferopol wurde ihm eine solche Überraschung. Als er im schwarzen Sonntagsröckchen, etliche botanische Analysen als Ausweis und Empfehlung unter dem Arm, schüchtern in die Halle des Steven'schen Hauses trat, kam der Hausherr auf ihn zu und bot ihm schon nach wenigen Worten an, in der geräumigen Bibliothek seine Wohnung für die nächste Zeit aufzuschlagen. Dieses Angebot war ein entscheidender Augenblick in Radde's Leben, denn es entwickelte sich im Anschluß daran folgerichtig so manches glückliche Unternehmen.

Eine frohe Zeit begann.

Radde, der im Schlaf von merkwürdigen, oft vielfach wiederkehrenden Träumen heimgejucht wurde, sah jetzt den schönen, weißgeschöpften Reiher, den er vor der Abreise aus Danzig so oft im Lande des Schlags mit den Augen der Seele erblickt hatte, in der lieblichen Bucht des Solgis; denn täglich, zu einer bestimmten Stunde des Tages, rastete hier der schöne, weiße Vogel. Radde durchstreifte die Gegend in unermüdlicher Wanderlust und, weil er seinem Gastgeber nicht anders seinen Dank abstatten konnte, zeichnete er ihm viele Blätter, die er genau und sauber arbeitete, als wären es Stahlfische.

Es kam der Herbst, und der Jüngling zog auf die Jagd; Pelikane wollte er schießen. Ein Mohammedaner mit grünem Fez führte ihn durch die öde Steppe zur Thunga-Brücke. Grau in grau zog sich die unabsehbare Ebene hin. Das Auge ermüdete rasch und sehnte sich nach Abwechslung. Manchmal zerriß der Wind die Wolkendecke, und die Augen freuten sich über die wechselnden Gestalten der Wolken. Vier Tage wanderten die bei-

den Menschen durch die Steppe. Es war Nacht, als sie auf die Brücke und zum Haus der Salzwächter kamen. Die bisfigen Hunde schlugen Lärm, es war nicht gut, weiterzugehen. Der Mohammedaner nahm wortlos Abschied und wanderte den Weg zurück, hinaus in die dunkle Nacht. Radde kletterte unter den Brückenkopf, hüllte sich in seinen weiten Radmantel und schloß auf der harten Erde ein. Am Morgen weckte ihn ein Konzert: Hunderttausend Vögel bevölkerten den See und begrüßten den Tag. Er sprang empor und blickte auf den See hinaus: Da schwammen Scharen von Fuchsenten und wilden Gänsen, Kormoranen und Pelikane; auch Brandenten und flinke See- schwalben sah er dazwischen.

Jetzt, am hellen Tage, durfte er es wagen, an die Tür der Salzwächter zu klopfen. Er wurde freundlich empfangen und in einen benachbarten Ort geleitet, der dem Jäger zur Jagd noch bessere Möglichkeiten bot. Aber nicht lange dauerte das Glück des Jägerlebens. — Radde verbrachte eine Nacht auf einer kleinen Insel und kehrte am Morgen mit zwei Pelikane zurück. Er fühlte sich matt; der Kopf war schwer, Übelkeit kam ihn an; er redete wirr und verlor zuletzt das Bewußtsein. Viele Wochen lag er krank, ohne zu fühlen, was mit ihm geschah. Wüste Träume wechselten ab mit Ruhepausen, in denen das Bewußtsein in schlaflichtigem Dusel lag. Wochenlang irrte die Seele an den Ufern des Totensees . . . , doch der Fährmann kam nicht, den Schatten überzusehen ins unbekannte Land.

Radde gesundete und verbrachte den Winter in J e n i s a l a, einem Orte zu Füßen des Berges Ichatardagh. In vollen Zügen genoß er die Freude, die der Genesende empfindet, und fühlte einen Zuwachs an Kräften in der reinen, stärkenden Luft. Der Zauber des Winters nahm ihn gefangen. Herrlich war es, zur Nachtzeit mit der Flinte den dickverschneiten Wald zu durchstreifen, mit K e r e m, dem Bergtataren, als Begleiter. Füchse bellten, der Rehbock brach durchs Unterholz; das Schneelicht schuf wunderbare Gestalten. Bei jedem Schritt knisterten und knirschten die zarten Schneekristalle unter den Füßen.

Und wieder kam der Frühling; Äpfel- und Birnbäume blühten in Taurien. Von einem bärtigen Mönch begleitet, wanderte Radde zum Kap P a r t h e n i o n, um nach den Resten eines alten Diana-Tempels zu suchen. Auf den Spitzen des Vorgebirges stehend, blickte er herunter in den tiefen Abgrund bis zum Meeresufer, auf das die Brandung schlug. Landeinwärts ragten geborstene Mauerreste, lagen zertrümmerte Blöcke . . . Es war wunderbar, zu denken, daß von diesen Ufern einst Iphigenie ihren Bruder Orest und den Freund Philades über das graue Meer geschickt hatte. . . .

Was aber sollte nun in Zukunft geschehen und was sollte aus Radde werden? Erwartete man in der Heimat nicht seine Rückkehr? Doch nur mit Schrecken konnte Radde daran denken, und so sehr war er schon dem Wanderleben verfallen, daß er in den Anwandlungen düsterer Stunden daran dachte, sich zu vergiften oder sich sonstwie ein Leid anzutun, um nur ja nicht in die Enge des Apothekerlebens zurückzukehren.

Wieder half ihm eine unerwartete Freundschaft aus der Sackgasse; er wurde für eine Woche auf das Gut eines russischen Adligen eingeladen. Aber statt einer Woche blieb er 1½ Jahre; er richtete ein kleines Museum ein, schrieb Abhandlungen über seine Beobachtungen der Tier- und Pflanzenwelt, und erst der Krimkrieg bereitete diesem Forscheridyll ein Ende. — Mit zwei Kisten, in denen sich seine Sammlungen befanden, reiste Radde mit der Schlittenkarawane des Fürsten Barjanski auf der großen Straße nach Norden. Da lagen zur Rechten und Linken die weiten, unbegrenzten Schneefelder; hinter geschwungenen Hügeln schauten Kirchtürme hervor mit ihren Zwiebelkuppeln; Dohlen und Goldammern belebten den vielbefahrenen Weg. Transporte begegneten sich, man hielt. Das Glockengeläute verstummte. Die Pferde schnoben und bliesen Dampf. Die Fuhrleute unterhielten sich eine Weile, stampften, schlugen mit den Armen, dann ging die Reise weiter. Schneestürme kamen auf. Bei eintönig grauem Himmel bereitete sich das Unwetter vor. Immer langsamer wurde die Fahrt gegen den stetig wachsenden Wind, gegen die Last

wirbelnder Flocken. Radde saß auf dem niedrigen Schlitten und trat unaufhörlich mit den Füßen gegen die Kistenwand, um sich ein wenig zu erwärmen.

Damals plante die Geographische Gesellschaft in Petersburg eine Expedition, eine Expedition nach Kamtschatka. Radde, der durch seine Begeisterung für den Dichter Chamisso, der 1816 jenes Land bereist hatte, längst eine heimliche Liebe zu Kamtschatka hegte, wiegte sich in der Hoffnung, mitzureisen. Er träumte von einem menschenleeren Gebirgsland mit feuer-speienden Gipfeln, schweigenden Urwäldern und herrlicher Pflanzenwelt. Da blühten in keuscher Einsamkeit die prächtigsten Lilien! Mächtige Umbelliferen durchleuchteten mit ihren weißen Blüten den schweigenden Wald. Am Rande der Bucht hockten fischende Bären; dicht aneinandergedrängt zogen im glänzenden Wasser Scharen von Lachsen vorbei. Die Bären griffen nur mit den Pranken zu und verzehrten die leicht erwischte Beute. Nicht einer, nicht zwei taten das, sondern viele. Auch die Schlittenhunde der Kamtschadalen gesellten sich ihnen zu und genossen den Sommer über die herrliche Freiheit. Wenn der Winter kam, kehrten sie willig zu ihren Herren zurück und ließen sich vor die Schlitten spannen. Aber nicht genug der fischefangenden Bären und Hunde: Nahe dem Felsenufer der Küste schwammen kleine Herden von Walffischen; sie tauchten und bliesen weiße Wasserstrahlen empor. Hoch über ihnen aber kreifte der schönste und größte aller Adler, der weißköpfige Seeadler.

Und wieder schickte die bewegte Fantastie dem jungen Forscher allnächtig denselben Traum; sein Geist lebte mehr in Kamtschatka als in Petersburg. Im Frühling durfte er, ausgestattet mit 1000 Rubeln Reisegeld, wiederum die Fahrt nach Sibirien antreten. In der birkenen Ribitge fuhr er über den Ural nach Asien hinein. Im Boot setzte er über den kristallklaren Baikal-See; abends bauten seine tungusischen Begleiter auf dem Geröll des Ufers ein Zelt. Das Feuer flackerte, trockenes Lärchenholz knisterte in den Flammen. Melancholisch senkte sich die Nacht auf Felsen, Wald und Wasser. Und als es vollstes Dunkel war, leuchteten immer noch an den Ufern entlang

ein weißer Streifen; es waren die Spiraen, die gerade jetzt in Blüte standen.

Übermals begegnete Radde dem Tode. Nach anstrengender Wanderung mit den Tungusen trank er erhitzt und durstig eiskaltes Quellwasser. Er erkrankte schwer und nahm bereits Abschied von seinen Leuten. „Begrabt mich hier am Strande“, sagte er, „dann fährt quer über den See zur Angara-Mündung und geht nach Irkutsk; dort sucht den Astronomen Schwarz auf und erzählt ihm die Geschichte.“ — Der Kranke fiel in einen langen Schlaf; Durst quälte ihn, er schrie nach Wasser; er rief: „Ich werde den Baikal-See aussaufen“, aber die Tungusen drückten ihm Erdbeeren, Himbeeren und Heidelbeeren in den Mund. Achtzehn Stunden lang ruderten sie den Kranken auf dem See zur Mündung des Barguzin-Flusses. Der Winter war ihnen auf den Fersen, aber noch rechtzeitig erreichten sie Irkutsk und Radde gesundete. Er erholte sich rasch. —

Noch im selben Winter stieß er nach Transbaikalien vor. Wieder setzte er über den Baikal-See, von dem er in Irkutsk lang und breit berichtet hatte. Diesmal reiste er aber nicht im Boot; die Fahrt ging im Schlitten über das Eis, von Wölfen verfolgt. Er kam zur mandschurischen Grenze an den Rand der Wüste Gobi. In einem Kosakenhaus quartierte er sich ein. Er ging des Morgens und des Abends auf die Jagd, präparierte in der Zwischenzeit die erlegten Tiere; beim Scheine einer Kerze schrieb er des Abends ausführlich seine Beobachtungen nieder. In einem benachbarten Kosakenhaus lag ein alter, kranker Mann. Seit Jahren war er gelähmt; dennoch hatte er seine geistige Frische und Regsamkeit nicht verloren. Er erzählte dem Fremden viel von Land und Leuten. Der Plan Raddes, zum Heiligen See vorzudringen, und dessen Ufer der Danziger Arzt Messerschmidt hundert Jahre zuvor betreten hatte, scheiterte am Widerstand der chinesischen Grenzvächter. So verbrachte Radde den Winter als Pelzjäger im Uralgebirge. Er schoß das Eichhörnchen, den Auerhahn und das Birkehuhn; er jagte Iltisse und Hermeline, Füchse und Hirsche. Abends saß er mit seinem Begleiter am großen Feuer in der schwei-

TIFLIS  
BIBLIOTHÈQUE  
PUBLIQUE

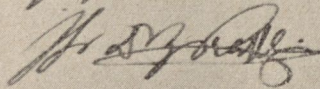
MUSÉE  
D'HISTOIRE NATURELLE  
D'ETHNOGRAPHIE  
ET  
D'ANTIQUITÉS.

L. 157  
27 Nov 1894.

Geachteter Herr!

Hiermit erfülle ich Ihren Wunsch und sende  
Ihnen einige von mir geschriebene Feilen,  
bitte dabei aber dieselben nur als Privat-  
Eigentum zu betrachten. Obwohl hinter  
mir ein Reiselben von mehr als 40 Jahren  
liegt und ich manches Buch geschrieben  
habe, so sind meine etwaigen Verdienste doch  
keineswegs so groß, als daß sie durch  
Autographen sammeln fürcht & konserviert  
werden müßten.

Mit aufbehaltenen Grüßen



Gustav Radde schreibt aus Tiflis einem Autographensammler  
(Danzig, Stadtbibliothek)

genden weißen Einsamkeit des Winterwaldes. Ein dicker Lärchenstübben glühte in der Mitte und strahlte sommerliche Hitze aus. Im Rücken der Jäger brannten mehrere Feuer, die nicht nur wärmten, sondern auch die Wölfe verschreckten, die den Lagerplatz heulend umtrabten. Gut aufgehoben saßen die beiden Männer in diesem Feuerkreis. Das Holz knisterte und krachte, Funkengarben stiegen auf; eine Gule flatterte herbei, setzte sich auf einen Baum und lachte. —

Es kam das Jahr 1857; da machte Radde die schönste Expedition seines an Reisen reichen Lebens. Er zog ins damals noch chinesische Amur-Land. Und dieses Mal geisterten vor Antritt der großen Fahrt Tiger durch seine Träume. In einem langen Adjutanten-Rock, der mit Riemen und Schnüren besetzt war, trat er den Leuten des Amur-Landes entgegen. Die weiße Borte, die der Schneider in Irkutsk versehentlich links um die Kante nähte, machte aus Radde einen Flügeladjutanten des Zaren. Doch nur in heiklen Stunden legte er dieses Prachtstück der sibirischen Schneiderkunst an; sonst ging er wie ein Waldläufer gekleidet: In kurzem Rock aus Sämisch-Leder, in Hirschlederhosen und weichen Schuhen aus Elenhaut. Er führte zwei Büchsen mit, darunter eine silberne mit Feuersteinschloß und Auflegegabel. An seiner Seite klappte in hölzerner Scheide ein finnishes Matrosenmesser. Seine Bücher, die ihn auf allen bisherigen Reisen begleitet hatten, und die ihm als seine besten und liebsten Freunde ins Grab folgen sollten, machten die Fahrt auf dem Floß ins Amur-Land mit: Da waren die Gedichte Schillers, Goethes Faust und „Die Geographie“ von Pallas. Auch einen Hahn und eine Henne nahm er mit: „Denn in der einsamen Winternacht des Urwaldes“ — so sagte er — „wird zwischen zwei und drei Uhr nachts der Hahnenschrei zur Musik“.

Das Floß zog an steilen Ufern vorbei; es schob sich durch Strudel, und langsam wandelte sich die eintönige Landschaft. Sie verlor ihren abstößenden Ernst, heller Sonnenschein leuchtete auf den Ufern. Von der Ebene her klang der laute Ruf des Kranichs. Ein weißer Hengst zeigte sich, und Radde lockte ihn mit Salz

auf das Floß. — Nun lag das eigentliche Sibirien weit hinter den Reisenden. Radde lebte mit seinen Begleitern in einer neuen Welt. Rasch trug die Strömung das Floß dahin. Was für eine malerische Landschaft! Hohe steile Ufer, kleine Vorländchen, einmündende Bäche, ferne Höhenzüge, frische Laubwälder, fremdartiges Gebüsch, Lianen, Weinreben und auf den Felshöhen das undurchdringliche Dunkel der mandchurischen Zirbelkiefern! Radde konnte sich nicht sattsehen an der jungfräulich reichen und schönen Natur; dies war das ersehnte Ideal! Hier hatte er gefühlt, was er solange ersehnt und gesucht! Seine Gedanken gingen die vielen Wege zurück, die er gegangen war seit jenem fernen Erlebnis mit den drei Käfern in Danzig. Mußte er nicht an den Zufall wie an eine dämonische Gottheit glauben? Hatte nicht der Zufall in seinem Leben die Zukunft besser entschieden als jede Absicht, als jeglicher Vorsatz? Ja, richtig beurteilt kam man wohl weiter vorwärts durch den Zufall und leichter jedenfalls als durch den berechnenden Verstand, der nicht selten enttäuscht wird.

Auf einer Ufererhebung baute Radde mit seinen beiden Begleitern ein Haus und einen Speicher zwischen Rhododendren und Eichen, an deren Stämmen Weinreben emporkletterten. Leuchtend rote Blumen blühten im Gebüsch, und in der Mittagszeit gaukelten große, herrlich gefärbte Schmetterlinge am Ufer auf und ab. — Der erste Eber wurde erlegt; er kam durch den Fluß geschwommen, stieg ans Ufer; da krachte der Schuß aus der Büchse des tungusischen Begleiters und fällte das Tier. — Der Traum wurde Wahrheit: Eines Tages jahen sie einen Tiger in der Nähe der Wohnung, und der Kosak sah das Tier ein andermal nicht weit von ihrer Fischstelle im Fluß schwimmen.

Langsam kam der Herbst; die wilden Äpfel fielen ab, und die Trauben reiften; Hirsch und Eber zogen auf die Eichelmast; Bär, Iltis und Dachs wanderten in die nahrungsreichen Täler. Radde, der es auch auf die Erbeutung von Pelzen abgesehen hatte, schoß in drei Wochen dreihundert Eichhörnchen; an einem Tage erlegte er siebzig dieser

kleinen Tiere. — Reuchend, schweißbedeckt kam der Kosak mit der Gaffel eines erlegten Ebers zum Blockhaus. Er lief zum Ufer, warf sich flach an den Strom und trank in vollen Zügen. — Damit war sein Schicksal entschieden. Er ging von diesem Tage an nicht mehr auf die Jagd; er kränkelte, er sehnte sich nach Hause zurück. Er schloß sich zwei vorüberziehenden Kosaken an, gelangte aber nur bis zum nächsten Posten; dort erreichte ihn der Tod, vor dem er geflohen war. —

Winterstille senkte sich auf das Land. Der Schnee lag selbst im dichten Walde einen halben Meter hoch. Vorbei war die Jagdzeit, und eines Tages begegnete Radde dem Tiger auf dem Eis. Mensch und Tier, beide waren aufs höchste überrascht; sie standen beide unbeweglich und starrten sich an! Der Tiger kniff die Augen zusammen, kehrte sich und trollte davon. Nachts machte sich das Tier am Stall zu schaffen, in dem der weiße Hengst stand. Der Hahn krächte und weckte Radde, der, wenn er nicht einschlafen konnte, Erinnerungen nachging an die schönen Tage in der Krim.

Eines Vormittags helles Glockenläuten! Zwei Hundeschlitten; ein Mann, in dicke Pelze verummmt, steigt ab und kommt herbei: Es ist der Kapitän der Flotte, der als Kurier nach Irkutsk reist. — Nach Neujahr nahm der Tunguse, der jetzt als Einziger mit Radde die Einsamkeit teilte, seine Büchse auf die Schulter, um 1500 Werst weit in seine Heimat abzuwandern. Nun war Radde ganz allein. In der Nähe aber, auf dem anderen Ufer des Amur, standen die Jurten einer Mongolen-Familie. Einer der Männer betrank sich und wollte Radde erstechen. Der Betrunkene wurde gefesselt und eine gerichtliche Verhandlung angezettelt. Radde gab dem Angeklagten ein Messer; er öffnete sich die russische Uniform, die er angelegt hatte, über der Brust und sagte: „Nun stich zu!“ Der Mongole schlug die Augen nieder und schwieg beschämt. Als Radde am anderen Morgen aus dem Hause trat, lag der Mann wie ein Hund vor seiner Tür. Am nächsten Tage brachte er Ebersfleisch als Geschenk; von da ab ließ er sich nicht mehr sehen. —

Als der Strom eisfrei wurde, tönte die Pfeife eines Dampfers: Der Generalgouverneur kam, um Radde zu besuchen; er stellte den einsamen Mann seinem Gefolge als „König von Chingan“ vor. Sektorken knallten zum erstenmal an den Ufern des Urwaldstromes, und im Winde wehte die Flagge mit dem Zaren-Adler. — Im Juni kamen die ersten Ansiedler, transbaikalische Kosaken mit Weibern und Kindern, 24 Familien. So entstand ein Dorf; eine Siedlung, deren Kommandant fürs erste Radde war. Der Ort wurde nach ihm benannt. Seine Aufgabe war damit beendet. —

Zweiundzwanzig Monate waren ins Land gegangen, und Radde kehrte zurück in die zivilisierte Welt; der Abschied fiel ihm schwer. Hahn und Henne, die mit ihm die Einsamkeit der Winternächte geteilt hatten, schenkte er einer alten Frau, die ihm versprechen mußte, die Tiere nicht zu schlachten. Am Ufer lag der Dampfer und nahm Feuerholz über. Raddes Kisten wurden an Bord gebracht. Er selber stand jetzt an der Reeling. Die Dampfpeife schrillte, und das Schiff schwamm in den Strom hinaus. — Das war der Abschied!

Radde's Schicksal hatte sich nun entschieden. Auf sechs Monate hatte er seine Vaterstadt an der Weichselmündung verlassen, und nun waren schon Jahre vergangen, und immer noch mochte er nichts von Rückkehr wissen. Auf sechs Monate war er hinausgezogen und blieb sechs Jahrzehnte! Was im Anfang nur schwach keimte und sich keiner besonderen Pflege erfreute, das wurde im allmählichen Wachstum — trotz aller möglichen Gefahren — zum breitgekrönten Lebensbaum! — Reise folgte auf Reise: Den Kaukasus, Armenien, Nord-Persien und Turkestan durchwanderte Radde als Forscher; er lernte das tropische Asien, er lernte Ceylon und Indien kennen. Am die Jahrhundertwende begleitete er auf der kaiserlichen Jacht den russischen Thronfolger nach Korfu und Nord-Afrika.

Als sich sein Leben dem Abend zuneigte, dachte er öfter daran, Tiflis zu verlassen, wo er seine zweite Heimat gefunden hatte, um in einem Landhaus am Starnberger See den Rest seiner Tage

geruhfam hingehen zu lassen. Dort wollte er seines Lebens wunderbaren Gang niederschreiben. Es blieb bei dem Plan, denn von seiner liebsten Schöpfung, dem kaukasischen Museum in Tiflis, vermochte er sich nicht mehr zu trennen. Nach qualvollen Leiden, die er sich wohl auf seinen an Anstrengungen und Gefahren reichen Märschen in der Wildnis zugezogen hatte, wurde der Zweiundsiebzigjährige durch den Tod erlöst. Auf einer kleinen Anhöhe in einem Föhrenwäldchen von

Likani wurde der Leichnam des Forschers zur letzten Ruhe bestattet. Die Inschrift auf seinem Grabstein lautet:

„Hier ruht ein Mäder,  
Gustav Iwanowitsch Radde.  
Der Tod hat für mich keine Schrecken.  
Er ist ein Bruder des Schlags.“

Radde hatte diese Worte selber niedergeschrieben, ehe er für immer die Feder aus der Hand legte.

## Sinnspruch

geschrieben in einem Widmungsbuch  
einem jungen Offizier

Einer geht voran und trägt der Fahne Schaft  
und die andern alle folgen ihrer Kraft.  
Deine Sorge sei nicht, hinter dich zu sehn —  
deine Pflicht: als Erster in den Feind zu gehn!  
Sorg nicht, ob auch seine Mütter weinend beten,  
zaudre nicht, ihn in den Staub zu treten.  
Unbedingter! Wär dein Vaterland  
eine Wüste nur von grauem Sand,  
schwarzer Nacht und Himmel ohne Stern —  
gäbst du doch dafür dein Leben gern.

Kilian Koll

# VOLK UND RAUM IM OSTEN

## „Wir schämen uns wegen des 28. Oktober . . .“

Der 28. Oktober, der Tag, an dem im Jahre 1918 die selbständige tschechoslowakische Republik proklamiert worden war, galt seit-her bekanntlich als staatlicher Feiertag. Die Protektoratsregierung hat ihn wieder zum Arbeitstag bestimmt. Diese Entscheidung wurde von der überwiegenden Mehrheit des tschechischen Volkes als eine Selbstverständlichkeit hingenommen, da sie den geänderten staatlichen Verhältnissen entsprach. Nicht der Fall war das bei der judo-tschechischen Emigration, was nicht überrascht. Sie ließ vor einiger Zeit durch den englischen Rundfunk der Welt mitteilen, daß es am dies-jährigen 28. Oktober zu Demonstrationen für die Wiederherstellung einer selbständigen Tschechoslowakei kommen werde. Auf diese, sagen wir, sehr plumpe Weise versuchte sie sich Kundgebungen und Zwischenfälle besonders in Prag zu bestellen, um aus ihnen falsches Kapital zu schlagen. Die tschechische Flüsterpropaganda forderte auch tatsächlich die Bevölkerung Prags und darüber hinaus in den beiden Ländern Böhmen und Mähren auf, an diesem Tage in schwarzen Anzügen und Kleidern auf die Straßen zu gehen und ihn so als Feiertag zu feiern.

Obwohl nach der Haltung des tschechischen Volkes in den vergangenen Monaten und besonders der letzten Wochen von vornherein klar war, daß es diesen sinnlosen Aufforderungen nicht Folge leisten werde, hat die tschechische Presse vor Provokateuren gewarnt und den Sinn des 28. Oktober umrissen. So schrieb der „Benkov“:

„Der 28. Oktober bleibt ein Tag der Erinnerung, aber er wird kein Tag des Trostes gegen die Gebote der höchsten Vertretung des tschechischen Volkes sein. Die Nichtbefolgung der Anordnungen der Volksführung wäre eine Sünde gegen die Nation selbst und in ihren Folgen ein nicht wieder gutzumachender Fehler. Wenn vielleicht irgendwo in der politischen Unterwelt der Ruf illegaler Kreise erkönt, die das Volk zu Unbesonnenheiten verleiten wollen, dann ist dieser Ruf vergeblich, nichtdestoweniger aber unverantwortlich und gefährlich. Das tschechische Volk wird seiner Beschäftigung nachgehen, es wird nicht

die Straßen und Plätze füllen. Es ist sich bewußt, das eine jede andere Handlung nicht nur den einzelnen, sondern der ganzen Nation Schaden bringen könnte. Es ist sich bewußt, daß Provokateure existieren können, die mit den tschechischen Gedanken und mit dem Schicksal des tschechischen Volkes nichts gemein haben. Wer es mit seinem Volke gut meint, wird sich entschieden von diesen Provokateuren abwenden und der Aufforderung der verantwortlichen Stellen folgen, wird nach der Arbeit ruhig nach Hause gehen, in dem festen Glauben, daß einzig und allein Disziplin, Besonnenheit und Beachtung der Gebote das Schicksal der Tschechen so sicherstellt, daß sie von dem festen Glauben beseelet sind: das tschechische Volk lebt und wird ewig leben!“

Wie zu erwarten war, verlief der 28. Oktober im ganzen Protektoratsgebiete ohne jeden Zwischenfall. Nur in Prag kam es zu Demonstrationsversuchen einer Handvoll unverantwortlicher Elemente. Gegen sie wandte sich die Presse in aller Schärfe. Die „Blajka“, das Blatt des tschechischen „Nationalsozialen Lagers“ geht z. B. mit den alten demokratischen Parteien zu Gericht, die „am 28. Oktober in den Vorjahren den Mitgliedern der Rechtsgruppen die nationalen Abzeichen abriß, die Polizei gegen die Rechtsgruppen in Stellung brachten und die Forderungen der nationalen Tschechen lächerlich machten. Heuer haben sich ein paar alte Demokraten und unreife Buben, aufgehebt von den Juden, die so oft geschmähten nationalen Zeichen angesteckt, während die tatsächlichen nationalen Tschechen von Scham und Schande erfüllt waren, als sie diesen unerhörten Mißbrauch sehen mußten. Die tatsächlichen Tschechen haben an diesem Tage das traurigste Schicksal der rotweißen Schleife erlebt. Sie wurde mißbraucht für eine jüdische „Hex“. Und es fehlten unter den Trägern der heiligen tschechischen Farben weder Betrunkene noch Faulenzer von der Prager Peripherie. Unsere typischen Demokraten haben noch einmal Verrat geübt und wir konnten nichts anderes, als schweigen und uns schämen.“

Die scharfe Sprache, die das tschechische Blatt spricht und in der es die Schuld an dem an sich unbedeutenden Vorfall in Prag anprangert, entspricht der Stimmung im tschechischen Volk. Sie kam ganz deutlich in einer Versammlung auf der slavischen Insel in Prag am 25. Oktober zum Ausdruck, in der der Schriftsteller Rys über das Thema „Juden — Freimaurertum — Geißel der Weltsprache“. Diese Versammlung war von Abertausenden aus allen Parteilagern und Berufsständen besucht. Über den Ablauf dieser Versammlung ist folgender interessanter Bericht veröffentlicht worden:

„Schon als Major Sourek als erster Redner darauf hinwies, daß am 11. September 1918 der damalige englische Ministerpräsident erklärte, das tschechische Volk habe sich Verdienste erworben, die man nicht vergessen werde, während Chamberlain im September vorigen Jahres von dem gleichen Volke nichts mehr wußte, gab es stürmische Empörung gegen das englische Doppelspiel.

Sooft jedoch der Name „Beneš“ von dem Hauptredner Rys erwähnt wurde, durchbraute dröhnendes Gelächter den Saal. Der Expräsident ist also bereits zu einer lächerlichen Figur geworden! Auch die Charakterisierung der berüchtigten „Flüsterpropaganda“ rief bei den Zuhörern nur ein höhnisches Lachen hervor.

Hingegen fanden zahlreiche Ausprüche und Feststellungen des Redners lebhaften und stürmischen Beifall. So, wenn Rys erklärte: „Wenn sich der Einzelmann mit den Einzelmenschen einigen kann, so muß sich auch Volk mit Volk einigen! — Das „Narodní Souručeství“ muß alles tun, um die Flüsterpropaganda und alles, was dem tschechischen Volke schadet, zu unterdrücken. — Es muß klar ausgesprochen werden, wie das Verhältnis zum modernen Nationalismus und besonders zum deutschen Nationalsozialismus ist. — Die schwarzen Krawatten und Mützen der Flüsterpropaganda sowie verschiedene Versammlungsplätze sind keine Waffen des tschechischen Volkes. — Wenn man den Wunsch nach Zusammenarbeit mit dem deutschen Volke als Verrat bezeichnet, dann sind wir Verräter! — Das Verhältnis zum deutschen Volk darf nicht nur korrekt, es muß kameradschaftlich sein. — Die Person des Führers genügt uns, an den Idealismus der nationalsozialistischen Bewegung zu glauben. — Die Flüsterpropaganda und andere Dummheiten sind ein Verbrechen gegen das tschechische Volk.“

Mit äußerster Schärfe wandte Rys sich dann gegen Freimaurer- und Judentum. Seine Polemik, unterstrichen von der stür-

mischen Zustimmung der Versammelten, richtete sich nicht nur gegen den Expräsidenten Beneš, sondern auch gegen den gewesenen Ministerpräsidenten Beran, dem er vorwarf, daß er zur Zeit der Zweiten Republik die Lösung der Judenfrage versäumt habe, obwohl er hierzu alle Möglichkeiten besaß. Das Verhältnis zum Präsidenten Dr. Hacha bezeichnete Rys als positiv: „Wir ehren und achten in ihm die einzige staatsrechtliche tschechische Autorität, welche es gibt!“ Bezüglich der tschechischen Regierung erklärte er, unter Beran hätten sieben Freimaurer in der Regierung gesessen und von diesen seien nur zwei abgegangen; damit sei das Verhältnis des Nationalsozialen Lagers zur Regierung gegeben. Mit dem „Nár. Souručeství“ will das Nationalsoziale Lager zusammenarbeiten, falls eine Reihe von Bedingungen erfüllt wird. Wenn das „Nár. Souručeství“ tatsächlich alle tschechischen Männer erfaßt habe, dann frage es die Verantwortung für alles, was geschehe, auch für die Flüsterpropaganda. Auch bei einer Zusammenarbeit mit dem „Nár. Souručeství“ werde das Nationalsoziale Lager seine Selbständigkeit behaupten —.

Wir haben in unserem letzten Monatsbericht an vielen Beispielen die Ablehnung der Engländer und Franzosen durch das tschechische Volk aufgezeigt, das im Vorjahr eine heilsame Lehre empfangen hatte. Es spricht den Chamberlains jede Legitimation ab, sich als Wortführer der kleinen Völker zu gebärden und bekundet immer mehr und mehr volles Verständnis für den deutschen Entscheidungskampf. Die tschechische Presse spricht mit Erbitterung von der Verlogenheit, Heuchelei, dem Zynismus und Pharisäertum der englischen Politik. So mag ein Artikel der offiziellen Korrespondenz für die tschechische Presse symptomatisch sein, in dem der von Deutschland bekundete Friedenswille hervorgehoben und ihm die negative Haltung der Westmächte gegenübergestellt wird.

„Das Gottesgericht“, so heißt es in diesem Aufsatz wörtlich, „das in den ersten Septembertagen angerufen wurde, fällt sehr rasch ein eindeutiges Urteil. Polen stürzte mit seinem ganzen künstlichen Staat wie ein Kartenhaus zusammen und Deutschland und Rußland haben im Osten eine neue Ordnung auf der Grundlage natürlicher und organischer Voraussetzungen geschaffen. Die Korrespondenz verurteilt sodann in schärfsten Worten das Pharisäertum der englischen Politik, die auch heute noch von Idealen und von der Freiheit dieser Staaten zu sprechen wagt, wiewohl gerade sie die Freiheit dieser Staaten mit Füßen getreten hat. Chamberlain habe sich als der Gefangene

rücksichtsloser Kriegsheker erwiesen. Es hat sich gezeigt, daß es England weder um Polen, noch um die kleinen Staaten, noch um eine friedliche Organisation Europas geht, sondern einzig und allein um die eigenen Vorteile und um die Gefahr des Verlustes der Welt hegemonie, die England bisher über alle Meere und auch über den europäischen Kontinent ausübte. Für dieses Phantom ist England zu allen Opfern bereit, es ist vor allem bereit, das Wohl anderer Staaten zu opfern.“

Aus dieser Erkenntnis ziehen die Tschechen die Konsequenz und fordern die Preisgabe der Irrtümer, von denen die Politik des tschechischen Volkes in den 20 Jahren geleitet worden ist. Man findet es daher bedauerlich, „daß in den letzten 20 Jahren das deutsche und das tschechische Volk nicht miteinander, sondern gegeneinander gelebt habe. Deshalb gewann das tschechische Volk nur einen sehr unvollständigen und unvollkommenen Einblick in das neue deutsche Leben, es blieb ihm manche wichtige Erkenntnis versperrt. Heute blicken die Tschechen jedoch bereits mit ganz anderen Augen auf Deutschland und auf das deutsche Volk und sie erkennen, daß mancher Abgrund von selbst verschwunden ist, sozusagen unbemerkt. Die früheren Differenzen sind ohne langatmige Erklärungen begraben worden, die Tschechen haben sich mit den deutschen Einrichtungen praktisch vertraut gemacht. Eine derartige Ideenentwicklung mitzumachen, bedeutet noch keineswegs gültige Wahrheiten verlassen, sondern heißt, Fehler beseitigen. Darum geht es heute, daß die Tschechen nicht mehr zögern, alte Irrtümer über Bord zu werfen und um eine vollständige Erfassung der Tatsachen sich bemühen. Wenn sich die Tschechen gleichzeitig bewußt sind, daß sie heute ein einheitliches Interessengebiet und politisches Ganzes mit dem Reich bilden, dann verstehen sie auch, daß sie sich auf diesem Wege auch der richtigen Erkenntnis der eigenen tschechischen Interessen und Belange nähern.“

Man wird es daher verstehen müssen, wenn das tschechische Volk sich mit aller Leidenschaft gegen die Männer wie Beneš, Jan Masaryk, Džusfy usw. wendet, die vom Ausland her versuchen, das tschechische Volk auf die gleiche Bahn zurückzuführen, die es 20 Jahre gegangen ist. Heute wird Beneš nur mehr mit dem Ganovenamen „Ede“ belegt, der in der Unterwelt einen guten Klang hat. Es bricht sich aber auch die Kenntnis von dem verbrecherischen Treiben des Judentums immer mehr und mehr Bahn. Das tschechische Volk war von Haus aus antisemitisch eingestellt. Gerade die ländliche Bevölkerung hat das geschäftliche Treiben der

Juden am eigenen Leibe zu spüren bekommen und empfand den jüdischen Geschäftsdruk stärker als die Herrschaft der Habsburger. Juden waren es, die auf den Dörfern das Getreide zu Spottpreisen zusammenkauften, jüdische Zinswucherer vertrieben tschechische Bauern von ihren Höfen und zwang sie zu Fabrikarbeiten. In den Fabriken aber begegneten sie als Herren den gleichen Juden, die sie um ihren Hof gebracht hatten. Ein Sturm der Entrüstung ging durch das tschechische Volk, als um die Jahrhundertwende bekannt wurde, daß man im Gebiete von Polaun zur Zeit der jüdischen Ostern, die blutleere Leiche einer Jungfrau fand und des Mordes an ihr einen jüdischen Landstreicher überführte. Die Überzeugung des tschechischen Volkes, daß hier ein ritualer Mord vorliegt, hat einen scharfen antijüdischen Wind im Lande ausgelöst. Als der frühere Prager Universitätsprofessor Masaryk versuchte, den Ritualmord von Polaun zu bestreiten und sich für den jüdischen Mörder einzusetzen, schlugen ihm die Studenten die Fenster seiner Privatwohnung ein und bereiteten ihm während seiner Vorlesungen eine solche Rabenmusik, daß sie für Wochen unterbrochen werden mußten. Die antijüdische Stimmung der Tschechen kam auch bei anderen Angelegenheiten zum Ausdruck. Ein Wandel trat erst mit der Gründung des tschechoslowakischen Staates ein. In dieser Zeit wurde den Tschechen eingeredet, daß sie der jüdischen Hilfe die Entstehung ihres Staates zu verdanken hätten. Die Prager Regierungen öffneten nun dem Judentum Tür und Tor zu allen staatlichen Ämtern und damit zur Herrschaft über Volk und Land, deren Auswirkung nun überall feststellbar ist. Mit Schrecken erfährt nun das tschechische Volk vom Ausmaße der Verjudung seines öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens. Aus dieser Tatsache erklärt sich die Anzufriedenheit im tschechischen Lager, daß die Judenfrage von der Protektorsregierung bisher noch nicht mit aller Konsequenz gelöst worden ist. So wird immer wieder in den Zeitungsaufsäßen die Forderung nach einer Lösung der Judenfrage erhoben.

Die Veröffentlichung des Briefes eines jüdischen Emigranten „Jaro“ an einen Prager jüdischen Rechtsanwalt, in dem der Schleier von der jüdisch-demokratischen Heharbeit gezogen wird, hat daher im ganzen Lande größtes Aufsehen erregt. Die jüdischen Versuche, das deutsch-tschechische Zusammenleben zu zerstören, wie sie in dem Demonstrationsversuch am 28. Oktober zum Ausdruck kamen, haben daher die einmütige Ablehnung aller verantwortungsbewußten Tschechen erfahren.

— rer —



# Danziger Feuerversicherungsgesellschaft

Elisabethwall Nr. 9 — Anruf: Sammelnummer 227 51

Körperschaft des öffentlichen Rechts, im Verbandsverbande  
der öffentlichen Feuerversicherungsanstalten in Deutschland



## Deutsches Opernhaus Berlin

*Was du als Gabe aus deinem Hause trägst  
Macht deinen Besitz nicht geringer  
Dein Herz aber größer!*

**Die schönste Weihnachtsgabe  
für den Freund oder Bekannten  
in der Reichshauptstadt!**

In einem geschmackvollen Saffian-Umschlag

### 4 Opernvorstellungen

I. Packett

Orchester

I. Rang Logen

**RM. 17.-**

**RM. 20.-**

**RM. 25.-**

(4 Monate Gültigkeit)

Anmeldungen und Prospekte: Werbeabteilung des Deutschen  
Opernhauses, Berlin-Charlottenburg, Richard-Wagner-Str. 10

## Wolf Herrmann

Inh.: WALTHER SCHOENBERG

**Berlin - Charlottenburg 4, Leibnizstraße 60**

Gegründet 1877. Telefon: C 2, Charlottenburg 1848-51

Telegr.-Adr.: Forstbetrieb

**Schwellen, Masten und  
Stangen, Schnittmaterial**

# Danziger Hypothekenbank

Akt.-Ges.

Danzig, Elisabethwall 9

Fernsprecher 23131 und 23132

§

Aktienkapital und Reserven

G 2.650.000,—



## Bernstein . . .

Das deutsche Gold

Bernsteinwarenfabrik

## Eugen Friedrich

Zoppot, Moltkestraße 2

Erzeugung von Schmucksachen aller Art aus echtem Bernstein  
Versand in alle Länder

# Commerz- und Privat-Bank

Aktiengesellschaft

**Filiale Danzig**

Langer Markt 14

# Danziger Wirtschaftszeitung

Informationsorgan für alle Gebiete der ost-europäischen Wirtschaft mit den ständigen Beilagen: „Die Fachgruppe“ und „Danziger Juristenzeitung“. Erscheint halbmonatlich.

Herausgeber: Industrie- und Handelskammer zu Danzig  
Verlag: „Der Danziger Vorposten“ G. m. b. H., Danzig

Sobald erschienen:

## DANZIGS HEIMKEHR INS REICH

von Hanns Strohmeier

Ein Erlebnisbericht von den Tagen der Befreiung Danzigs

über 60 Seiten Text, reich bebildert { steif broschiert RM 1,—  
Halbleinen geb. RM 1,50

Das Danziger Problem, das während der letzten Monate die ganze Welt in Atem gehalten hat, ist nun gelöst! Wie es gelöst wurde, wird in diesem Buch packend und meisterhaft geschildert!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Danziger Verlags-Gesellschaft m. b. H., (Paul Rosenberg)  
Danzig, Langgasse 40 (gegenüber dem Rathaus) Fernsprecher 24300

# HEINRICH HÜLSEN, DANZIG

Lastadie 25, Telefon 244 75/76 - Gegr. 1867

**SPEDITION - LAGEREI - VERZOLLUNG**

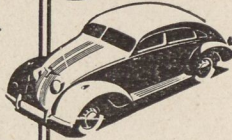
Eil-Sammel-Verkehr Berlin-Danzig / Stadt- und Fernumzüge

DIE  
ERFOLGREICHEN

*Trumpf Junior*  
*Adler 2 Ltr. Adler 2,5 Ltr.*

Wenn Sie einen  
**ADLER**

fahren - erleben Sie eine  
vollkommenere Art des  
Automobils



**Max Förster**

Automobil-Gesellschaft m. b. H.  
Danzig, Stadtgraben 6, Telefon 28541

*Machen Sie eine  
Probefahrt!*



*Ein gutes Danziger Zeichen.*

für vorteilhaften Einkauf aller Textil- und Mode-  
waren — das Zeichen des Danziger Modehauses

**Walter-Fleck** FG

DAS MODEHAUS IM HERZEN DANZIGS

LANGASSE 62/66

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Reichsgau Danzig—Westpreußen .....	3
Ostdeutscher Erzähler-Wettbewerb .....	7
Heinz Kindermann: Die literarische Leistung Westpreußens .....	9
Reinhard Schindler: Die Aufgaben der Vorgeschichtsforschung im wiedereroberten Weichselgau .....	15
Edgar Sommer: Reichsgau Danzig-Westpreußen — ein volkswirtschaftliches Kraftfeld .....	20
Franz Lüdtkke: Kaiser Friedrich Barbarossas siegreicher Feldzug gegen Polen .....	26
Agnes Miegel: Kriegergräber im Ostland, Gedicht .....	31
Kurt Kuberzig: Land an der Memel .....	34
Alfred Hein: Die Hochzeitsküh, Erzählung .....	37
Fr. R. Kriebel: Einmal aber wirds geschehen, Gedicht .....	41
Fr. R. Gotsch: Hein Puck, der Veteran von 1870/71 .....	42
Hans Friedrich Blund: Landsknechte vor Danzig, Gedicht .....	44
Herbert Böhme: Ein ewiges Lied, Gedicht .....	46
Kilian Koll: Lied der Weberinnen, Gedicht .....	47
Herbert Böhme: Peter Kreugers Geschichte, Erzählung .....	48
Lothar P. Manhold: Radde, ein Danziger erforscht die russische Wildnis .....	65
Volk und Raum im Osten .....	73
„Wir schämen uns wegen des 28. Oktober . . .“	
Anzeigenteil .....	76

Die Bildvorlagen sind von:

Foto-Luben, Danzig, Seite 1; Foto-Söhnke, Danzig, Seite 17, 65, Kunstdrucktafel I, II; Fuchs, Tilsit, Seite 35, 36, 39, 40; Dr. Krause, Kreuzingen, Kunstdrucktafel III; Vinzent Groß, Tilsit, Kunstdrucktafel IV.

Die Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. h. c. Friedrich Blund, Altpräsident e. h. der Reichsschrifttumskammer; Herbert Böhme, Schriftsteller, München/Bochham; Fr. R. Gotsch, Schriftsteller, Kiel; Alfred Hein, Schriftsteller, Berlin-Schöneberg; Prof. Dr. Heinz Kindermann, Münster, Westf.; Kilian Koll, Schriftsteller, Nikolainen, Ostpr.; Dr. Detlef Krannhals, Danzig-Oliva; Fr. R. Kriebel, Schriftsteller, Frankfurt/Oder; Kurt Kuberzig, Schriftsteller, Tilsit, Ostpr.; Dr. Franz Lüdtkke, Oranienburg b. Berlin; Lothar P. Manhold, Schriftsteller, Danzig; Agnes Miegel, Schriftstellerin, Rönigsberg, Ostpr.; Dr. Reinhard Schindler, Danzig; Edgar Sommer, Schriftleiter, Danzig; Dr. Karl Biererbl, Reichenberg, Sudetengau.

Herausgeber: Wilhelm Jarske und Dr. Karl Hans Fuchs, unter Mitwirkung von Hans R. Wiese-Breslau.

Schriftleiter: Dr. Detlef Krannhals (verantwortlich für den Gesamtinhalt).

Verlag: Der Danziger Vorposten G. m. b. H. Geschäftsstelle der Schriftleitung: Danzig, Ketterhagergasse 11/12. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Willy Binder, Berlin. Druck H. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig. Auflage: 6000. Die Auslieferung erfolgt bis auf weiteres durch die Berliner Geschäftsstelle des „Danziger Vorposten“, Berlin W 8, Unter den Linden 47.

Sämtliche Zuschriften an die Geschäftsstelle, Danzig, Ketterhagergasse 11/12, erbeten.

Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen.

Einzelpreis RM. 1,50. Bezugspreis: RM. 3,50 vierteljährlich.